



Traumatische Zeiten

Geflüchtete zwischen Solidarität und Abwehr

Dokumentation der Tagung
vom 24. Juni 2016 in Berlin



Impressum & Kontakt



Bundesweite Arbeitsgemeinschaft
der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge
und Folteropfer – BAFf e.V.
Paulsenstraße 55-56, 12163 Berlin
Tel.: +49 30 310 124 61
E-Mail: info@baff-zentren.org
www.baff-zentren.org



medico international

medico international
Burgstr. 106
60389 Frankfurt am Main
Tel.: 069-94438-0
Fax: 069-436002
E-Mail: info@medico.de
www.medico.de

Redaktion: Daniela Krebs, Lotta de Carlo
Layout: Daniela Krebs
Fotos BAFf e.V.: Larissa von Harling

Titelbild: © judigrafie / photocase.de

Die Publikation kann über den Online-Shop der BAFf e.V. bestellt werden:
www.baff-zentren.org/veroeffentlichungen-der-baff/shop/

Hinweis:

Die hier veröffentlichten Texte sind Abschriften der Vorträge, die die Referentinnen und Referenten auf der Tagung „Traumatische Zeiten – Geflüchtete zwischen Solidarität und Abwehr“ am 24. Juni 2016 in Berlin gehalten haben.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Tagung „Traumatische Zeiten – Geflüchtete zwischen Solidarität und Abwehr“, sowie der Druck dieser Tagungsdokumentation wurde gefördert von



Die Tagung wurde über das Projekt KaSQu aus Mitteln des Asyl-, Migrations- und Integrationsfonds kofinanziert.



Inhaltsverzeichnis

Elise Bittenbinder: Traumatische Zeiten – Geflüchtete zwischen Solidarität und Abwehr	2
Usche Merk: Was Menschen bewegt – Fluchtursachen und Überlebenskämpfe	6
Napuli Paul Langa: Folgen der Abwehrmechanismen in der Gesellschaft für Geflüchtete	14
Ulrich Wagner: Die Flüchtlingsdiskussion – Eine sozialpsychologische Analyse der deutschen Gesellschaft	18
Angela Kühner: Furcht, Macht und Hoffnung im Wissen über Trauma – Geflüchtete im psychologischen Blickregime	26
Martin Auerbach: Wie können die Erfahrungen aus der Arbeit mit Holocaust-Überlebenden für die psychosoziale Versorgung traumatisierter Geflüchteter genutzt werden?	32
Psychosoziale Unterstützung von Geflüchteten – was ist hilfreich?	40
Doro Bruch: Politische Sozialarbeit	41
Berenice Böhlo: Rechtslage von Geflüchteten	42
Adam Bahar: Politischer Aktivismus	43
Ursula Voßhenrich: MentorInnenschaft	44
Dietrich Koch: Psychosoziale Versorgung von Geflüchteten	45
HeilberuflerInnen zwischen Politik und Hilfe – Wie politisch muss psychosoziale Arbeit sein?	46
Über die Veranstaltenden:	
medico international	50
BAfF e.V.	52

Hinweis:

Die hier veröffentlichten Texte sind Abschriften der Vorträge, die die Referentinnen und Referenten auf der Tagung „Traumatische Zeiten – Geflüchtete zwischen Solidarität und Abwehr“ am 24. Juni 2016 in Berlin gehalten haben.

Alle Rechte vorbehalten.

Elise Bittenbinder

Vorsitzende der BAfF e.V.

Elise Bittenbinder ist Diplom-Pädagogin, Paar- und Familientherapeutin, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin sowie Supervisorin. Sie ist Mitgründerin und Vorsitzende der *Bundesweiten Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (BAfF e.V.)* und Stellvertretende Leiterin von *XENION – Psychosoziale Hilfen für politisch Verfolgte e.V.*. Elise Bittenbinder hat den Vorsitz des *Europäischen Netzwerks der Behandlungszentren für Folteropfer – European Network of Rehabilitation Centres for Survivors of Torture* inne, in dem über 100 Behandlungszentren für Flüchtlinge und Überlebende von Folter und Menschenrechtsverletzungen vertreten sind.



Traumatische Zeiten – Geflüchtete zwischen Solidarität und Abwehr

Als vor fast 40 Jahren das erste Psychosoziale Zentrum für Flüchtlinge und Folteropfer in Frankfurt gegründet wurde, sprach eigentlich noch niemand über Trauma – heute kann man dem Thema kaum noch entfliehen. Und gerade in Zusammenhang mit geflüchteten Menschen kann man heute beinahe täglich in Fachzeitschriften oder Medien über traumatisierte Geflüchtete lesen und hören. Vielleicht bin ich auch deswegen mittlerweile dazu übergegangen, immer auch zu betonen, dass Trauma nicht alles sein kann über das wir beim Thema Flucht sprechen. Denn es gibt noch viele andere wichtige Bereiche, die nicht genug Aufmerksamkeit erhalten. Der Tagungstitel „Traumatische Zeiten“ sollte daher auch all diese Themenbereiche mit umreißen, die in der schnelllebigen Zeit unterzugehen drohen.

Und auch der Untertitel der Tagung, „Geflüchtete zwischen Abwehr und Solidarität“, wurde mit Bedacht gewählt. Die humanitäre Krise im mittleren Osten hat dazu geführt, dass sich sehr viele Menschen auf den Weg gemacht haben, um ihr Überleben zu sichern. Und uns in Deutschland hat diese „Krise“ auf eine unerwartete Weise gezeigt, wie solidarisch Menschen sein können. Plötzlich standen die Psychosozialen Zentren und die BAfF als Dachverband im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Die Zentren und die BAfF wurden zu Vernetzungspunkten für viele ehrenamtliche Professionelle, die ihre Hilfe anbieten wollten, die aber auch Anleitung, Struktur und Austausch suchten. Und so wurde aus den vielen gemeinsamen Interessen und Anknüpfungspunkten eine noch aktivere Zusammenarbeit mit *medico international*, die unter anderem auch zu dieser Tagung geführt hat und für deren Unterstützung wir uns nur immer wieder bedanken können. Und speziell möchte ich Usche Merk für die gute Zusammenarbeit danken, der Referentin für psychosoziale Arbeit bei *medico international*. In ihrer fachlichen Arbeit kann sie auf ein breites Wissen und viele Erfahrungen zurückgreifen, die sie teils auch vor Ort

in so genannten Krisengebieten gesammelt hat. Ihr Beitrag „Was Menschen bewegt – Fluchtursachen und Überlebenskämpfe“ bietet einen Einblick in einen Teil dieser Erfahrungen und sie berichtet darüber, wie Menschen um ihr Überleben kämpfen und was sie zur Flucht bewegt.

Solidarität und Abwehr, das sind zwei Seiten des derzeitigen gesellschaftlichen Diskurses zur Situation Geflüchteter in Deutschland und Europa. Auf der einen Seite stehen Asylrechtsverschärfungen, rassistische Proteste, strukturelle Diskriminierung und das Erstarken von ausländerfeindlichen Parteien. Auf der anderen Seite sieht man große Solidarität, ehrenamtliches Engagement, eine enorme Nachfrage nach Schulungen und die deutlich wachsende Selbstorganisation und das Empowerment geflüchteter Menschen. Ein interessantes Spannungsfeld. Egal wie man dem gegenübersteht: unsere Gesellschaft verändert sich gerade. Hannah Arendt schrieb in einem politischen Essay 1943 mit dem Titel *Wir Flüchtlinge*: „Vor allem mögen wir es nicht, wenn man uns ‚Flüchtlinge‘ nennt, wir selbst bezeichnen und als Neuankömmlinge, oder als Einwanderer.“ Und auch in unserer alltäglichen Arbeit erleben wir den Kampf und das gesellschaftliche Spannungsfeld. Mein Kollege Dieter Koch, der als Psychotherapeut und Leiter von XENION in Berlin arbeitet, hat mit einigen seiner KlientInnen vom Oranienplatz lange und sehr engagiert um ihren Aufenthaltstitel gekämpft. Als der Kampf hoffnungslos schien und er selbst bereits völlig resigniert war, sagte ein Klient zu ihm: „Wer wird denn da die Flügel hängen lassen, wir schaffen das! Wir werden erreichen, dass sie uns zuhören“. Dieter Koch war sehr bewegt davon – und nicht nur von den Worten selbst, sondern von der tiefen Überzeugung, die ihn wieder daran erinnerte, mit welcher Überzeugung er selbst seine Arbeit begonnen hatte.

Nachdem das Thema Flucht von der Außenperspektive betrachtet wurde, geben wir das Wort an eine

Person, die von ihren persönlichen Erlebnissen und ihrer politischen Arbeit berichtet: Napuli Paul Langa war eine der AktivistInnen des Protestkampfs am Oranienplatz. Die Menschenrechtsaktivistin zeigt in ihrem Beitrag die Abwehrmechanismen unserer Gesellschaft auf und hinterfragt, wie diese auf diejenigen wirken, die bei uns Schutz suchen.

Ulrich Wagner analysiert auf der sozialpsychologischen Ebene die deutsche Gesellschaft und die Flüchtlingsdiskussion. Er ist Professor für Sozialpsychologie am Fachbereich Psychologie und im Zentrum für Konfliktforschung der Philipps Universität Marburg und hat aktuell „Sozialpsychologische Empfehlungen an Gesellschaft und Politik zum Umgang mit Geflüchteten in Deutschland“ verfasst. Ulrich Wagner beschäftigt sich in seinem Vortrag mit den sozialpsychologischen Mechanismen und Implikationen, die sich aus dem gesellschaftlichen und politischen Umgang mit Geflüchteten ergeben.

Aus dem historischen Kontext heraus wird Angela Kühner sich dem Thema Trauma nähern. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut in München beschäftigt sich mit Geflüchteten im psychologischen Blickregime.

Um uns auch auf praktischer Ebene der Frage „Was hilft“ zu nähern, hat sich ein ganzes Team aus den psychosozialen Zentren mit dieser schwierigen Frage beschäftigt. Auf diesem Wege wollen wir aus allen Blickwinkeln sehen, was Menschen aus den verschiedenen Arbeitsbereichen für hilfreich empfinden, um am Ende hoffentlich genau zu wissen, was wirklich nötig ist, um Menschen gut zu unterstützen.

Einen Blick von außen bringt auch Dr. Martin Auerbach herein: Der nationale klinische Direktor von AMCHA berichtet aus Jerusalem, wie dort die KollegInnen von AMCHA Holocaustüberlebende unterstützen. Wir haben bereits in der gemeinsamen Arbeit festgestellt, dass unsere Arbeit mit traumatisierten Geflüchteten und die Arbeit von AMCHA viele Ähnlichkeiten aufweist. Martin Auerbach wird darauf eingehen und uns die Frage beantworten, welche Erfahrungen wir aus der Arbeit mit Holocaust-Überlebenden für unsere Arbeit nutzen können.

In einer Zusammenfassung der Abschlusspodiumsdiskussion wollen wir die wichtigsten Diskussionsfäden zusammentragen. Die Frage, wie wir die politische Diskussion beeinflussen und mit den Erfahrungen aus unserer Arbeit prägen können, war uns wichtig. Das Ergebnis der Diskussionsrunde wird in einem extra Beitrag festgehalten.

Können wir mit unserer Arbeit und mit unserem Engagement eigentlich etwas verändern? Diese Frage wurde mir kürzlich bei einer Diskussion gestellt, als ich etwas zu den Veränderungen durch die Asylpakete sagen sollte. Und obwohl diese Frage eine gesellschaftspolitische Frage ist, die auf eine Veränderung auf der gesellschaftspolitischen Ebene abzielt, hat sie immer auch etwas mit der persönlichen Haltung zu tun und mit der Überzeugung, mit der wir diese Arbeit noch oder gerade jetzt tun. Und ich erinnere noch einmal an das Zitat des Mannes vom Oranienplatz: „Wer wird denn da die Flügel hängen lassen, wir schaffen das! Wir werden erreichen, dass sie uns zuhören“.

Ich bin immer noch der festen Überzeugung, dass wir mit unserer Arbeit und unserem Engagement etwas verändern können. Aber ich weiß auch, dass wir uns immer wieder für Menschenrechte einsetzen und für diese kämpfen müssen. Nur so werden wir erreichen, dass wir gehört werden und etwas verändern können. Dazu brauchen wir nicht nur die tiefe Überzeugung und den festen Willen, sondern auch Fachwissen und praktische Hilfen. Auf der Tagung „Traumatische Zeiten“ wollten wir beides leisten. Der Tagungsband soll nun für alle Interessierten die Möglichkeit bieten, die Inhalte der Tagung nachzulesen und Neues zu lernen oder Wissen zu vertiefen.



Usche Merk

medico international

Usche Merk ist Diplom-Pädagogin und systemische Beraterin. Als Projektkoordinatorin und Fachreferentin für psychosoziale Arbeit bei *medico international* tätig. Sie hat langjährige Erfahrung mit Gesundheits- und Menschenrechtsprojekten insbesondere in (Post-)Konflikt-Regionen in Afrika und engagiert sich für solidarische Ansätze psychosozialer Hilfe. Daneben unterstützt sie freiberuflich als Supervisorin und Trainerin Menschen, die in Krisenregionen oder mit Geflüchteten arbeiten.



Was Menschen bewegt – Fluchtursachen und Überlebenskämpfe

„Die Flüchtlingskrise hat nicht erst begonnen, als Deutschland sie bemerkte.“ Dieses treffende Zitat des Schriftstellers Navid Kermani zeigt genau, was er unter dem Titel seines Buches „Einbruch der Wirklichkeit“ versteht. Was wir in Deutschland seit 2015 erleben, sind nicht neue Entwicklungen, sondern es rückt etwas näher, was die EU und insbesondere Deutschland bisher mit aller Macht versucht haben fern zu halten. Mit der Ankunft von Millionen Flüchtlingen ist die globale Wirklichkeit auch in Deutschland sichtbar geworden, mit all ihren Widersprüchen, Konflikten und traumatischen Erfahrungen. Als Hilfs- und Menschenrechtsorganisation hat *medico international* die ungewöhnliche Möglichkeit, soziale Veränderungen an vielen Orten gleichzeitig zu verfolgen und Bezüge zu globalen Trends zu entwickeln. Wir arbeiten in über 25 Ländern mit Projektpartnern zusammen, also Menschen und Organisationen, deren Auseinandersetzungen wir solidarisch begleiten, mit denen wir oft über viele Jahre kommunizieren und uns über Herausforderungen und Entwicklungen vor Ort austauschen. Da hören wir Geschichten, die uns mit dem ganzen Schrecken der Folgen globaler Entwicklungen konfrontieren, mit verflochtenen Gewalt- und Armutsverhältnissen, die Menschen in die Flucht treiben. Und wir sehen Zusammenhänge, strukturelle Trends und historische Bezüge.

Über die Situation in Syrien, aber auch Irak und Afghanistan hören wir ja fast täglich. Aber weniger bekannt ist die Realität hinter den Bildern und den Projektionen von flüchtenden Afrikanerinnen und Afrikanern. Dabei geht es nicht nur über Fluchtursachen, sondern auch über die vielen Überlebenskämpfe, traumatischen Erfahrungen, aber auch die kreativen Auseinandersetzungen

mit denen Menschen ihren Kampf um Menschenwürde und um Anerkennung auch als Individuum, als Subjekt, führen, für das was sie bewegt.

Ausgangspunkt meiner Ausführungen sind folgenden Thesen:

- Es geht nicht um eine Flüchtlingskrise, sondern um eine Weltkrise, in der die Mehrheit der Menschen unter traumatischen Bedingungen lebt.
- Fluchtursachen lassen sich nicht säuberlich trennen in politische und wirtschaftliche Gründe.
- Flucht und Migration sind die Kehrseite der Globalisierung und erzeugen immer neue transnationale Realitäten.
- Flucht und Migration repräsentieren auch den Anspruch auf ein würdiges Leben, eine „Globalisierung von unten“.



Abb. 1: Flucht in Zahlen. © *medico international*/GEW, Warum Menschen fliehen, 2016, https://www.medico.de/fileadmin/user_upload/media/Warum_Menschen_fliehen.pdf

medico international hat Anfang 2016 ein Schaubild zur Flucht in Zahlen zusammengestellt (Abbildung 1). Bereits Mitte 2016 sind die Zahlen schon wieder veraltet. Gerade erst hat der UNHCR neue Zahlen veröffentlicht, nachdem 65,3 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht sind, im Vergleich zu Ende 2014 sind das fast sechs Millionen Menschen mehr. 40,8 Millionen von ihnen sind sogenannte Binnenvertriebene, also Menschen, die innerhalb eines Landes vertrieben wurden, 21,3 Millionen sind ins Ausland geflohen. 50 Prozent der Geflüchteten sind Kinder. Der UNHCR zählt aber nur diejenigen, die vor Krieg, Konflikten und Verfolgung geflohen und entsprechend registriert worden sind. Hinzu kommen jene, die auf Grund ökologischer Krisen, wie Dürrekatastrophen oder Überschwemmungen, ihrer Lebensgrundlagen beraubt wurden und wegziehen müssen. Man rechnet mit weiteren 200 bis 300 Millionen Menschen, die aber nicht unter die Genfer Flüchtlingskonvention fallen und daher keinen völkerrechtlichen Anspruch auf Unterstützung haben. Der UN-Flüchtlingskommissar Filippo Grandi sprach von einer Ära totaler Mobilität. Das heißt, den größten Anteil an der gegenwärtigen globalen Migration haben Menschen, die eine Mischung aus Armut, Ausbeutung, Gewalt, Umweltkatastrophen und Chancenlosigkeit zur Flucht bewegt. Sie sind auf der Suche nach einem besseren Leben und wollen sich nicht damit abfinden, keine Perspektive zu haben und sozial ausgeschlossen zu sein.

Obwohl die Zahl der hier Angekommenen im Jahr 2015 stark gestiegen ist, stellt sie nach wie vor nur einen kleinen Teil der weltweit flüchtenden und migrierenden Menschen dar – nach Europa schaffen es die wenigsten. 90 Prozent fliehen in Länder mit mittlerem und niedrigerem Einkommen. Wenn Deutschland so viele Flüchtlinge akzeptieren würde wie der Libanon, dann müsste Deutschland 15 Millionen Menschen aufnehmen, ein Fünftel der Bevölkerung. Die überwiegende Zahl der Flüchtenden und MigrantInnen bleibt innerhalb ihrer Region, wie zum

Beispiel Westafrika. Die meisten können sich eine Reise nach Europa nicht leisten – oder bekommen kein Visum. Viele wollen aber auch gar nicht nach Deutschland – das ist auch ein Mythos, dass alle Flüchtlinge hier her kommen wollen. Viele bleiben auch im Transit hängen und sind nur vorübergehend in einem Land, weil sie nicht weiterreisen können durch die Blockierungen der jeweiligen Grenzregime. *medico international* arbeitet in vielen Regionen mit Menschenrechtsorganisationen und Selbsthilfeinitiativen zusammen, die Unterstützung für MigrantInnen organisieren: Zum Beispiel in Mittelamerika, wo vor allem Mexiko das Transitland ist, in Südafrika, in Ägypten, in Israel und Griechenland oder eben in Westafrika, dort vor allem in Mali, Mauretanien und Marokko. Oft sind es diese Transitregionen, in denen MigrantInnen blockiert werden und dann der völligen Rechtlosigkeit ausgeliefert sind, weil sie keinerlei nationalstaatlichen Schutz mehr haben und sich quasi im Niemandsland befinden.

Wir beobachten, dass es zunehmend prekäre nationale Realitäten gibt, in denen Menschen über Jahre an verschiedenen Orten des Transits leben, völlig entwurzelt und immer in Bewegung. Manchmal schließen sich an diesen Orten Menschen zu Selbsthilfeorganisationen zusammen, um gemeinsam darum zu kämpfen, wahrgenommen zu werden und Rechte zu haben. Mit einigen von diesen Organisationen arbeiten wir zusammen, etwa mit ARACEM, einer Organisation in Mali, die von ehemaligen MigrantInnen aus Kamerun gegründet wurde, die dort geblieben sind. Romeo, einer der Gründer von ARACEM, hat uns viel über die Hoffnungen und Sehnsüchte der MigrantInnen erzählt, aber auch über die grausamen Realitäten. (Link zum Film: <https://www.medico.de/das-naechste-mal-europa-16243/>, 5:07-7:08)

Wenn wir also von traumatischen Zeiten zwischen Abwehr und Solidarität sprechen, dann bezieht sich das nicht nur auf die Erfahrungen in Deutschland, sondern auf die Erfahrungen überall in der Welt.

Was sind die Ursachen und die Zusammenhänge?

Krieg ist weltweit die zentrale Fluchtursache und in allen zehn Staaten, die 2014 die größten Fluchtbewegungen zu verzeichnen hatten, herrschte Krieg. Als mit dem Fall der Mauer in Deutschland die Nachkriegsordnung, die die Welt seit Ende des Zweiten Weltkriegs dominierte, zusammengebrochen ist, schien eine Ära des Friedens weltweit möglich. Anstelle der alten Ordnung, die unterschiedliche Konflikte entlang der Ost-Westachse sortierte, leben wir heute in Zeiten einer neuen Unordnung, in der sich lokale Konflikte sehr schnell in internationale Konflik-

te, mit einer unüberschaubaren Zahl an AkteurInnen verwandeln. Der Syrienkonflikt steht dafür gerade beispielhaft, mit dem die USA, Russland, Saudi-Arabien, Iran und die EU als Beteiligte entweder direkt oder indirekt in Auseinandersetzungen involviert sind. Doch der Krieg, der Familien in die Flucht treibt, kann bereits selbst das Ergebnis zerfallender Staatsstrukturen sein, eines Kampfes um knappe Ressourcen oder um dem Zugang zu profitablen Rohstoffen. Fliehen Menschen vor einer Dürre, kann dies Folge des Klimawandels sein und auch deshalb so drama-

tische Auswirkungen haben, weil die Ernährung aufgrund von Armut schon vorher kaum gesichert war.

Verfolgung und Diskriminierung, Armut und Perspektivlosigkeit, Umweltzerstörung und Klimawandel, oder Rohstoffhandel und Landraub – meist sind diese Fluchtursachen eng miteinander verwoben und fast immer hängen sie mit der zunehmenden globalen Ungleichheit zwischen Reich und Arm zusammen. Tatsächlich hat sich die Ungerechtigkeit dramatisch verschärft: Heute besitzt gerade einmal ein Prozent der Weltbevölkerung fast die Hälfte des weltweiten Vermögens. Dem gegenüber führen 1,2 Milliarden Menschen einen schier hoffnungslosen Überlebenskampf, sie leben von weniger als einem Euro am Tag. Deshalb sprechen wir bei *medico international* auch von der Fluchtursache Globalisierung.

Es ist also gut, den Blick zu weiten, um diese Ursachen zu verstehen. Was verstehen wir unter der (vor allem neoliberalen) Globalisierung? Es bedeutet zum einen, dass der Kapitalismus bis in den letzten Winkel der Erde vorgedrungen ist, das heißt, dass alles nach Verwertungsinteressen umgestaltet ist. Es bedeutet zweitens eine Liberalisierung der Waren- und Finanzflüsse und eine Deregulierung staatlicher Kontrollaufgaben und damit auch den Abbau staatlicher Einflusszonen. Und drittens bedeutet es, dass mit der Globalisierung die Welt fraglos näher zu-

sammengerückt ist und sie sich gleichzeitig gespalten hat. Hier ist der reiche globale Norden mit seiner wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Vorherrschaft; dort der globale Süden, die Zonen des Elends, der Ausgrenzung. Für die BewohnerInnen des globalen Nordens ist weltweite Bewegungsfreiheit nicht nur selbstverständlich, sondern fast die Grundlage für eine hoch flexibel gewordene Existenz. Dagegen genießen die BewohnerInnen des Südens, die in ihrer Entwurzelung zwar gleichfalls nirgendwo mehr richtig zuhause sind, alles andere als Freizügigkeit.

Migration zunehmend der Motor der Weltwirtschaft

Die Einbindung der Länder des Südens in diese vom Norden dominierte Weltwirtschaft wurde mit massiven Strukturanpassungsmaßnahmen durch den Internationalen Währungsfond, die Weltbank und immer neuen multi- und bilaterale Handelsabkommen durchgesetzt. Dabei wurden systematisch öffentliche und soziale Dienste eingeschränkt und privatisiert. Und statt aber eines von den neoliberalen Vordenkern so gepriesenen schlanken Staates entsteht dabei in vielen Ländern eher so etwas wie ein schwacher Staat, der den ökonomischen AkteurInnen, internationalen Konzernen, eigenen Eliten und Schattenwirtschaften im Bereich von Waffen- und Drogenhandel keine kontrollierende und regulierende Macht mehr entgegensetzen kann. Ein schwacher Staat, der oft zugleich ein autoritärer, brutaler Herrschaftsstaat ist, beherrscht von Klientelismus

und Patronage, über dessen demokratische Defizite man oft hinwegsieht, führt häufig auch zu regionalen Konflikten und Gewalt.

Die boomende Weltwirtschaft hat auf diese Weise immer weitere Teile der Welt integriert, als Rohstofflager und Absatzmarkt. Aber die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen haben sich verschlechtert. Gleichzeitig sind die Länder des Südens Absatzmärkte geworden für Produkte aus dem Norden. Wir kennen die Geschichten, dass Lebensmittel wie Hähnchenflügel und andere Fleischteile, die in Deutschland nicht verkauft werden, in Westafrika zu Billigpreisen abgeladen werden und dort die lokalen Märkte zerstören. die dann den Menschen vor Ort das Einkommen wegnehmen und sie zwingen, in Städte abzuwandern. Mitverantwortlich für die



Abb. 2: Fluchtursachen in Zahlen. © *medico international*/GEW, Warum Menschen fliehen, 2016, https://www.medico.de/fileadmin/user_upload/media/Warum_Menschen_fliehen.pdf

Landflucht sind auch Konzerne, die sich fruchtbare Agrarflächen aneignen, riesige Plantagen durch Abholzung von Regenwäldern anlegen, Landgrabbing betreiben und vieles mehr.

Migration wird zunehmend zum Motor der Weltwirtschaft und ist gleichzeitig eine wachsende Überlebensstrategie mit vielen verschiedenen Facetten. Der „Brain-Drain“, also der Abzug von qualifizierten Fachkräften vom Süden in den Norden, ist immens. Die Ebola Krise in Westafrika ist auch deswegen so drastisch gewesen, weil die Mehrzahl der einheimischen Ärztinnen und Ärzte im Ausland arbeiten und nicht in ihren eigenen Ländern. Es gibt massive billige Saisonarbeitskräfte, vor allem in Südeuropa, die die Arbeitsrechte aushöhlen. Die Rücküberweisungen von Einkommen in die Herkunftsländer sind ökonomische

Inputs, an denen auch viele lokale, regionale Staaten Interesse haben. Es gibt so etwas wie eine zirkuläre und diversifizierte Migration als (groß-) familiäre Überlebensstrategie. Ein Familienmitglied versucht in Richtung Europa abzuwandern, ein anderes Familienmitglied migriert innerhalb der Region, man versucht sicherzustellen, dass verschiedene Familienmitglieder an verschiedenen Orten arbeiten und zum Familienunterhalt beitragen. Transnationale Familien werden zu Alltagsrealitäten um die Familie am Leben zu halten. Entlang der Migrationsrouten entwickelt sich eine regelrechte Migrationsindustrie, selbst der Menschenschmuggel ist zu einem ganz normalen neoliberalen Geschäftsmodell geworden, an dem viele partizipieren. Dazu gehört leider auch die Hilfsindustrie, die sich im Anschluss um die Folgen kümmert.

Zusammenhang von Reichtum und Flucht

Neoliberalismus bedeutet nicht nur ein ökonomisches Modell, sondern auch eine Ideologie. Die Botschaft, dass jeder für sein Glück selbst verantwortlich ist und man durch Konsum dieses selbst schaffen könne, hat natürlich eine paradoxe Seite, welche die Menschen auch im Süden zum Aufbruch auf die Suche nach einem besseren Leben verführt.

Und insofern sprechen wir von der imperialen Lebensweise, einer Lebensweise von der wir hier im globalen Norden profitieren und der Süden verliert und sich deswegen nicht umsonst auf den Weg macht, um ebenfalls von diesen Ressourcen zu profitieren. Nach der Veröffentlichung der Panama Papers wurde noch einmal ganz deutlich, in welchem

massiven Ausmaß Steuern aus dem Süden zurück in die Kassen des Nordens fließen. Es ist vielleicht wichtig zu sagen, dass diese Nord-Süd-Orientierung nicht mehr so ist wie im Zeitalter des Kolonialismus. Die Realität ist inzwischen, dass es einen Norden im Süden gibt und einen Süden im Norden, die GlobalisierungsgewinnerInnen sitzen auch in den Bürotürmen im chinesischen Perflussdelta und die GlobalisierungsverliererInnen sitzen auch in griechischen und in spanischen Suppenküchen, das heißt es ist nicht nur geographisch getrennt.

Zurück zu Afrika, wo es sehr viele verzerrte Wahrnehmungen, Mythen und auch rassistische Projektionen gibt. Die wesentliche Wahrnehmung ist, dass

Afrika arm ist – aber eigentlich ist es andersherum: Afrika ist ein sehr reicher Kontinent, reich an Bodenschätzen und das ist zugleich auch sein Fluch. Es ist wichtig, in diesem Zusammenhang sachliche Informationen zu haben und nicht nur Elendsbilder, Bilder von Fluten und von vollen Booten.

Ich will den Zusammenhang von Reichtum und Flucht am Beispiel Sierra Leone erläutern. In Sierra Leone arbeitet *medico international* schon seit Ende der 1990er Jahre mit Partnerorganisationen zusammen und hat die Entwicklungen in den vergangenen 15 bis 20 Jahren genau verfolgt. Sierra Leone ist ein Land, in dem es sehr viele mineralische Rohstoffe



Nach wie vor: Schlechte Arbeitsbedingungen in den Diamantabbaugebieten.
© *medico international*

gibt, insbesondere Diamanten, Gold, Bauxit und Rutil, aber auch sehr viel fruchtbares Land. Tatsächlich leben in Sierra Leone aber über 70 Prozent der sechs Millionen EinwohnerInnen unter der Armutsgrenze. Sierra Leone steht auf dem Human Development Index auf einem der letzten Plätze. Warum ist das so?

Zwischen 1991 und 2002 gab es in Sierra Leone einen grausamen Bürgerkrieg – nicht nur zufällig nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes. In den 1990er Jahren entstanden die Ressourcen-Konflikte und in diesem Krieg wurde sowohl die Rebellenbewegung RUF, als auch die Regierung mit ihren Waffenkäufen und Truppenausstattungen durch ihren Handel mit Diamanten finanziert. Diese Edelsteine sind die konzentrierteste Form von Reichtum, sie sind leicht zu schmuggeln, überall zu verkaufen und bilden so den Motor dieses Krieges. Während der Kämpfe kamen mindestens 20.000 Menschen zu Tode, Tausende wurden grausam verstümmelt und etwa die Hälfte der Bevölkerung (2,6 Millionen Menschen) wurden Opfer interner Vertreibungen und flüchteten, um zu überleben. 300.000 verließen ihr Land, nur wenige sind nach Europa gelangt, die meisten fanden Schutz in den afrikanischen Nachbarländern Guinea und Nigeria.

Internationale Diamantenkonzerne machten lukrative Geschäfte in Sierra Leone und stabilisierten so die Kriegsökonomie. Die internationalen AbnehmerInnen sicherten die Finanzierung, indem sie den Kriegsparteien den Zugang zu globalen Märkten öffneten. Im Gegenzug profitierten die internationalen Konzerne von den günstigen Preisen der begehrten Rohdiamanten, die in diesem Zusammenhang auch Konfliktdiamanten genannt wurden. Das heißt im Klartext: Schon während des Bürgerkriegs waren Handelsbeziehungen für die Destabilisierung des Landes mitverantwortlich und schufen Fluchtursachen. Der Protest gegen die Diamantenindustrie, an dem sich *medico international* auch viele Jahre beteiligt hat, führte im Jahr 2000 zu dem Kimberley-Prozess. Ziel war es, den Handel mit Konfliktdiamanten durch Zertifikate zu beenden. Das Ziel wurde weitgehend erreicht, jedoch wurden nur Diamanten aus Bürgerkriegszonen erfasst, nicht jedoch Edelsteine die unter menschenrechtswidrigen Bedingungen abgebaut wurden. Und insofern ist nach Kriegsende der Diamantenabbau weiterhin ein sehr intransparenter Wirtschaftssektor. Die Regierung ist in erster Linie an

einem schnellen Geldfluss interessiert und vergibt Förderlizenzen ohne lange Verhandlungen und zu günstigen Konditionen an die Diamantenindustrie. Während andere Länder Ausfuhrsteuern in Höhe bis zu zehn Prozent erheben, verlangt Sierra Leone lediglich drei Prozent. Des Weiteren werden die Steine von Firmen bewusst unterbewertet, um die späteren Gewinne zu maximieren. Die Schürfkosten für Diamanten sind extrem niedrig, weil die ArbeiterInnen sehr schlecht bezahlt werden. In den Anbaugebieten in der Region Kono im Osten Sierra Leones, wo wir auch mit Projektpartnern zusammenarbeiten, sind die Hälfte aller Kinder und Jugendliche gezwungen, in den Minen zu arbeiten, um ihre Familie zu unterstützen. Im Durchschnitt verdienen die meisten Beschäftigten weniger als einen Dollar pro Tag, manche werden sogar nur mit einer Tagesverpflegung Reis bezahlt. Das heißt der Bürgerkrieg und die anschließende fortgesetzte Ausbeutung führte zu einer politischen Instabilität, welche das Land bis heute prägt und anhaltende Migrations- und Fluchtbewegungen verursacht.

In den vergangenen Jahren führte die Erschließung neuer Minen wieder zu Vertreibung. Es wurden unter existierenden Städten und Gemeinden Diamantenvorkommen entdeckt und daher ganze Dorfgemeinschaften vertrieben. Es gibt unterirdische Sprengungen, die Häuser beschädigen oder zerstören, weil Steinbrocken umherfliegen. Oft erfahren die Leute über die Sprengung nur kurz vorher – oder zum Teil gar nicht. Selbst in den Schulen wird der Unterricht häufig unterbrochen, wenn es Sprengungen gibt. Den Menschen wird das Land sozusagen unter ihren Häusern weggenommen und auf diese Weise werden die Menschen vertrieben. Dies betrifft eine gan-



Soziale Proteste gegen die Vertreibungen durch Sprengungen und schlechte Arbeitsbedingungen. © *medico international*

ze Region in der Provinz Kono, Krater fressen sich immer weiter in Siedlungsgebiete ein, die betroffenen werden weder finanziell entschädigt noch wird ihnen neues Land gewährt. Wer sich hier gegen die Vertreibung wehrt, wird nicht selten unter Gewaltanwendung verjagt. Die Diamantenfirmen haben private Sicherheitskräfte eingesetzt, die Protestierenden und deren Angehörige wurden bedroht, Menschen wurden umgebracht. Die Proteste der lokalen Bevöl-

kerung wurden von unseren Projektpartnern, wie dem Network Movement for Justice and Development, unterstützt. Doch der Versuch von Menschenrechtsorganisationen diese Situation zu verändern und Abkommen zu entwerfen, die für internationale Pflichten für eine gerechtere Verteilung der Gewinne sorgen, ist extrem schwer, denn wer interessiert sich schon für eine Region wie Kono in Sierra Leone, in einem Land das kaum jemand kennt?

Exkurs: „The other way around“

Ein kleiner Exkurs soll die komplexe Situation noch etwas verdeutlichen. Denn wir sind daran gewöhnt zu denken, dass Menschen aus Afrika weg wollen. Aber viele Jahrhunderte lang wurden Millionen von Menschen aus Afrika verschleppt und sie versuchten, zurück nach Afrika zu fliehen. In den fast 400 Jahren der atlantischen Sklaverei wurden etwa 40 Millionen AfrikanerInnen verschleppt und versklavt. Sierra Leone war nicht nur ein berühmter Ausfuhrhafen für Sklavenhändler. Verschleppte aus Sierra Leone wurden dafür bekannt, dass sie die Amistadt, ein Sklavenschiff, kaperten und das Zurückbringen nach Afrika einforderten. (Diese heroische Geschichte wurde von Steven Spielberg in einem Hollywood Blockbuster verfilmt.) Befreite zurückgekehrte SklavInnen waren es auch, die die Stadt Freetown gegründet haben. Die Flucht auf den Booten über das Meer ist also durchaus eine ältere Geschichte und immer stand im Hintergrund der Raub afrikanischer Ressourcen.

Was heißt es also, wenn heute darüber gesprochen wird, Fluchtursachen zu bekämpfen? Es geht nicht um die ungerechten Handels- und Wirtschaftsbeziehungen oder um die dominierende Produktionsweise. Alle Maßnahmen richten sich bestenfalls gegen

die Symptome, meistens zielen sie auf die flüchtenden und migrierenden Menschen selbst ab. Diese werden etwa durch Aufrüstung und eine Vorverlagerung von Grenzen bekämpft, anstatt die eigentlichen Ursachen anzugehen. Die Maßnahmen in Folge des Valletta Gipfels zwischen der EU und afrikanischen Staaten zielen auch in Richtung einer Kooperation mit menschenrechtsbedenklichen Regimen wie Libyen, Mauretanien, Marokko, aber auch Eritrea, Sudan und Türkei. Diese Art der Symptomverschiebung, Ausblendungen und Exterritorialisierung macht etwas mit den betroffenen Ländern, sie verschärft die Situation und erhöht damit auch die Zahl der Flüchtenden. Gleichzeitig fördert sie Rassismus und Ausgrenzungsprozesse innerhalb Europas, die diese Politik legitimieren.

Blicken wir zum Abschluss auf eine Gruppe aus Sierra Leone, die während des Bürgerkriegs aus dem Land geflohen ist – manche waren noch Minderjährige. Nach Ende des Bürgerkrieges wurden sie wieder nach Sierra Leone abgeschoben, obwohl viele von Ihnen 10 bis 15 Jahre nicht dort gelebt und inzwischen selber Kinder und Familien in einem neuen Land hatten. Alle hatten sehr brutale, demütigende Abschiebungen hinter sich und fanden sich in Sierra



Die abgeschobene Realität: Mitglieder des Netzwerkes von ehemaligen Asylsuchenden in Sierra Leone.
© *medico international*



Leone in völliger Isolierung wieder, da ihre Familien und Gemeinden sie ablehnten und als Versager und Kriminelle stigmatisierten. Die ca. 40-köpfige Gruppe war so angeschlagen, dass sie psychisch zusammenbrachen, psychotische Episoden erlebten, Selbstmordversuche unternahmen, in Depressionen und Drogen abglitten. Das war ihr Zustand, als wir sie kennenlernten.

Ein sierra-leonischer Student in Deutschland, Tejan Lamboi, hat seine Masterarbeit über diese Abschiebungen geschrieben und uns mit der Gruppe bekannt gemacht. Es gab einige, die sich als Selbsthilfegruppen organisieren wollten und uns um Unterstützung baten. Statt über Traumatherapie zu sprechen, begannen wir einen längeren Dialog mit der Gruppe darüber, was sie glauben, was hilfreich für sie sein könnte. Sie wollten als allererstes aus der Stigmatisierung und Isolierung herauskommen. Sie gründeten einen Verein und organisierten einen Storytelling-Workshop untereinander, auf dem sie mit der Unterstützung eines Begleiters über ihre schmerzhaften Erfahrungen sprachen und überlegten, wie sie diese öffentlich machen könnten. Danach luden sie NGOs, Menschenrechtsorganisationen, RegierungsvertreterInnen und JournalistInnen zu einem Workshop ein, um über ihre Situation zu erzählen. Damit setzte sich eine kleine, aber langsam anrollende Veränderung in Gang.

Der erste Workshop war so ergreifend, dass einige der TeilnehmerInnen anfangen, zu weinen. Anschließend wurden sie zu Radiodiskussionen eingeladen und machten überall im Land Workshops. Sie entwickelten ein Theaterstück über ihre Abschiebungen, welches sie filmten und auf öffentlichen Plätzen in Sierra Leone zeigten und mit den Menschen über die Stigmatisierungsprozesse diskutierten. Darüber hinaus gestalteten sie eine Homepage, um über Sier-



ra Leone hinaus in die Welt und nach Deutschland kommunizieren zu können. Diese Gruppe zeigt nicht nur auf, was „Migrationsmanagement“ – also Verfolgungen und Abschiebungen – mit Menschen macht, sondern auch, welche Wichtigkeit selbstorganisierte Gruppen haben können und welche Bedeutung es hat, als Subjekt sichtbar und anerkannt zu sein und Solidarität zu erfahren. (Link zum Film: <https://www.medico.de/nach-der-abschiebung-14719/>)

Globalisierung und Migration entpuppen sich als die zwei Seiten einer Medaille. Dies zu akzeptieren, dass Globalisierung ohne Migration nicht zu haben ist, stellt wohl die größte Herausforderung dar, der sich Nationalstaaten heute stellen müssen.

Die Anerkennung der Migrationsbewegungen als unabdingbarer Bestandteil der globalen Welt sehen wir bei medico als notwendigen Teil von „weltbürgerlichen Verhältnissen“, die den Subjekten ihre Bürger- und Menschenrechte wie eben die Freizügigkeit nicht mehr nur gegenüber ihren eigenen Staaten sichern, sondern sich angesichts einer globalen Ökonomie auch in einer globalen Weise ausweiten müssen.

Dieses von uns so genannte „Recht zu Gehen“ und auch das Recht, entsprechend solidarisch aufgenommen zu werden (und solidarisch heißt auch, die reinen Nützlichkeitsüberlegungen, die aktuell so en vogue sind in den Feuilletons und Wirtschaftsteilen der Zeitungen in ihrer Selektivität von „nützlichen“ und „unnützen“ Menschen zu kritisieren), braucht aber genauso notwendig das „Recht zu bleiben“, also auch das Recht zuhause zu bleiben. Darunter verstehen wir die Perspektive einer Welt, in der die Freizügigkeit im Sinne des „Rechts zu Gehen“ eine tatsächlich freiwillige ist und nicht der einzige Ausweg aus Verfolgung, Not und Elend.



Kriminalisiert, Brutalisiert, Stigmatisiert – der Kampf um Anerkennung. © medico international

Napuli Paul Langa

Menschenrechtsaktivistin

Napuli Paul Langa ist Vorstandsmitglied von *Blacks & Whites – together for the human rights e.V.* und *Kunst darf alles e.V.* Sie studierte Kunst und Entwicklungsstudien. Als Menschenrechtsaktivistin beschäftigt sich Napuli Paul Langa u.a. mit Gender, Gewaltfreiheit, Alternativen zu Gewalt, Konfliktlösung, Friedenskonsolidierung und Geschichte des Kolonialismus in Afrika. Im selbstorganisierten Protest der Geflüchteten 2012 in Berlin nahm sie als Besetzerin des Oranienplatzes und der Ohlauer Schule teil.



Folgen der Abwehrmechanismen in der Gesellschaft für Geflüchtete

Hallo und guten Morgen! Wobei „Guten Abend“ besser passen würde, denn für uns Geflüchtete war es kein guter Morgen. Und ich bin auch keine Geflüchtete von Beruf. Auch wenn alle zu uns immer nur „Flüchtling“ oder „Geflüchtete“ sagen und sich viele auch vorstellen als „Ich bin Flüchtling aus diesem oder jenem Land“. Doch das ist weder mein Name, noch mein Beruf. Sondern es ist einer der Mechanismen, der in Deutschland genutzt wird, um Geflüchtete zu unterdrücken.

Heute möchte ich mich vorstellen als Napuli, nicht als Geflüchtete. Denn wir müssen hinterfragen und auch einiges ablehnen, wie die Begriffe „Flüchtling“ und „Geflüchtete“ verwendet werden. Wir müssen die Mechanismen ablehnen, die Geflüchtete unterdrücken – diejenigen, die nach Deutschland oder in andere Länder der westlichen Welt kommen, um überleben zu können. Sie kommen, um die Wahrheit zu sagen darüber, was sie in ihren Herkunftsländern zurückgelassen haben. Das ist der Grund, warum ich hier bin. Ich bin nicht hier, weil ich denke, dass dies das Paradies ist. Das ist es nicht! Ich muss hoffen und kämpfen für das, was ich in meinem Land zurückgelassen habe. Und dafür müssen wir stark bleiben und das kostet Energie. Und oftmals haben wir diese Energie nicht. Und warum? Geflüchtete kommen nach Deutschland und werden in Geflüchtetenlager gesteckt, wo sie schlafen. Und was noch? Nichts. Nichts mehr. Nur Schlafen und Essen. Das ist der Grund, warum wir „nein“ zu alledem sagen.

Wir kamen am Oranienplatz zusammen, einem Ort, der uns Geflüchtete in Berlin Kreuzberg zugestanden wurde, weil wir gesagt haben: „Nein. Genug ist genug!“. Wir müssen die Gesetze ändern, die uns beschränken. Ich darf mich nicht weiter als vierzig Kilometer von dem Ort fortbewegen, dem ich zugeteilt worden bin. Bis wann? Solange, bis sie entschieden haben, ob ich eine berechnete Asylbewerberin hier in Deutschland bin oder ob ich abgeschoben werden muss. Und wir haben keine Rechte – es gibt die Dublin II und Dublin III Verordnungen. Und wir haben kei-

ne Erlaubnis zu arbeiten, wir haben keine Erlaubnis, zu studieren, wir haben keine Erlaubnis, irgendetwas zu tun.

Also, wo ist unsere Würde? Wo sind unsere Rechte? Wo sind wir? Wir sind im Lager, ohne dass irgendjemand mit uns spricht. Wir haben niemanden zum Reden und auch wir reden mit niemandem. Ihr wisst, was das bedeutet – wir sind isoliert, für fünf Jahre, für zehn Jahre oder wie lange auch immer. Als ich 2012 mit unserer Gruppe ins Parlament in Deutschland gegangen bin, waren wir vier Leute. Sie nannten uns politische KämpferInnen. Sie fragten uns: „Warum sprichst du über Politik?“ Warum? Weil wir sagen müssen: Stoppt die Unterdrückung! Abschiebung bedeutet, Menschen zu töten. Wir kommen aus den Kriegen und Kämpfen in die nächsten, und sie wollen uns wieder dorthin abschieben. Stoppt das, weil du, Deutschland, nach dem zweiten Weltkrieg einen Eid abgelegt und gesagt hast: Nie wieder Krieg. Aber jetzt brichst du diesen Eid und ich muss in mein Land abgeschoben werden. Ich komme aus dem Sudan und dort gibt es seit 21 Jahren Krieg und nichts geht voran. Also, was ist mit dem deutschen Eid? In deiner Verfassung heißt es, dass die Würde des Menschen unantastbar ist.

Lasst den Leuten ihre Bewegungsfreiheit! Warum sollte ich nicht dort hingehen, wo ich will? Ich bin bereits nach Deutschland gekommen, also warum sollte ich mich jetzt nicht mehr bewegen dürfen? Es sollte mir erlaubt sein, mich frei zu bewegen, hinzugehen, wo ich möchte. Doch sie sagen „nein“, obwohl in den Menschenrechten im Artikel 13 steht, dass ich das Recht habe, mich zu bewegen. Und wiederum fragen die Leute, warum? Sie sagen: „Weißt du, am Ende kommst du hierher, um zu bleiben. Und wir wollen nicht, dass du hier bleibst. Wir möchten, dass du zurückgehst. Und wenn du anfängst, dich hier wohl zu fühlen, dann wirst du nicht mehr zurückgehen. Nur wenn du Druck spürst, wirst du eventuell wieder gehen.“ Was ist dieser Druck? Sie geben dir kein Geld, sie geben dir etwas namens Gutschein,

womit ich nicht zur Schule gehen und auch nicht meinen Leuten helfen kann. Sie sagen: „Wenn du hierher kommst, schickst du das Geld nur deiner Familie“. Warum auch nicht? Warum nicht? Ich bekomme Geld und die Hälfte davon gebe ich meiner Familie, weil ihr unser Land zerstört habt. Ich bin nicht von alleine hergekommen. Ihr habt mich aufgefordert, hierher zu kommen. Wenn ich etwas habe, sollte es mir doch erlaubt sein, es mit meiner Familie zu teilen. Aber sie sagen „nein“, geben uns kein Geld, erlauben uns nicht zur Schule zu gehen, zu arbeiten und nicht einmal innerhalb Deutschlands zu reisen. Sie wollen uns klein halten und davon werden wir verrückt werden und letztendlich daran zerbrechen.

Wir sind Sklaven, wir sind immer noch Sklaven. Wenn du krank wirst, kannst du nicht ins Krankenhaus gehen, weil du die Rechnung nicht bezahlen kannst. Man kann nicht ins Krankenhaus gehen und am Ende können deswegen viele Kinder, viele Menschen sterben. Sie können es sich schlichtweg nicht leisten, ins Krankenhaus zu gehen. Und das in Deutschland! Es ist egal, ob mir persönlich Asyl gewährt wird oder nicht, denn die Geflüchteten sind dennoch hier. Da Deutschland auch ein Teil des Problems ist, muss auch die Lösung hier anfangen. Deshalb bin ich hier, deshalb stehe ich hier und sage wiederum „Nein“. Um euch daran zu erinnern, dass ihr ein Teil des Problems seid. Deutschland sollte sich daran erinnern und sich eingestehen, dass die Vergangenheit schmerzhaft war, dass wir deshalb zusammenhalten müssen. Warum solltet ihr Geflüchtete als fremd ansehen, wie von einem anderen Planeten? Wir sind alle auf diesem Planeten Erde. Wer sollte einzelne Ecken verdient haben? Wo sind meine Rechte? Ich bin keine Geflüchtete – ich bin ein Mensch!

Was ich den Deutschen sagen möchte ist, dass sie meine Brüder sind, sie sind meine Schwestern. Es

ist wie beim Fußball: wir müssen gemeinsam am Ball bleiben. Manche könnten sagen, dass ich hierher komme, um das Land zu zerstören, es aus dem Gleichgewicht zu bringen, weil die Regierung sagt, dass Geflüchtete nur hierher kommen, um alles zu zerstören, was ihr habt.

Sie denken, dass alle Geflüchtete DrogenhändlerInnen sind, dass sie was auch immer sind und tun. Aber warum auch nicht? Wenn ich nichts tun kann, wenn ich kein Geld habe, wenn ich überhaupt nichts habe – wie denkt ihr, kann ein Mensch überleben? Man verkauft die Drogen oder nimmt die Drogen sogar, um wenigstens einen Teil davon zu vergessen, was im eigenen Kopf vorgeht. Und man darf auch nicht vergessen, dass die Drogen nicht aus Afrika kommen. Geflüchtete kommen nicht mit Drogen nach Deutschland; man verkauft sie hier lediglich. Deshalb werden sie festgenommen, weil sie die Drogen verkaufen. Aber was ist mit dem Eigentümer? Wem gehören die Drogen und wer gewinnt daran eigentlich?

In Wahrheit kommen wir nicht hierher, um zu zerstören. Wir wollen leben und wir lieben die Welt, wir lieben die Menschen.

Die Regierung ist eine Regierung, weil Sie ihr die Macht geben. Deshalb haben Sie auch das Recht, „nein“ zu sagen. Das geht mit wählen. Wählen Sie die SPD oder wenn die SPD nicht mehr gut genug ist, wählen Sie die Grünen und wenn die Grünen nicht mehr gut genug sind, lassen Sie uns die Linke wählen. Sehen Sie, was geschieht und überlegen Sie sich genau, ob Sie das wollen. Weil was die Regierung gerade macht, trägt dazu bei, Geflüchtete zu töten. Betrachten Sie die Situation in Griechenland: es ist ein Völkermord, worüber die Deutschen nicht sprechen, worüber die westliche Welt nicht spricht. Im Augenblick steckt mein Land im Chaos. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung hungert. In dieser Woche habe ich meine Cousine verloren, sie hat drei Tage lang nichts gegessen. Aus dem Südsudan sind in ganz Deutschland nur etwa achtzig Menschen. Und nun beginnen sie, diese abzuschieben. Wenn Sie aktuell Zeitung lesen, wissen Sie, wie es im Südsudan aussieht: Die Krankenhäuser sind geschlossen, die Schulen, die Geschäfte. Das Land ist im Chaos und wenn wir jetzt nicht einen neuen Weg einschlagen, wird es ein Chaos bleiben. Und wir sind viele, wenn wir alle zusammen „nein“ sagen, können wir viel erreichen!



„Ich bin kein Flüchtling - ich bin ein Mensch!“ Napuli Paul Langa fordert die Zuhörenden zum Überdenken von festen Zuschreibungen auf.

Und etwas anderes tötet Menschen: Ras-

sismus. Wenn ich eine Wohnung mieten möchte, bekomme ich sie nicht, weil ich Schwarz bin, wenn ich zu einem Vorstellungsgespräch gehe, werden zuerst alle Europäer interviewt. Denn wenn sie keine Deutschen sehen, sehen sie die Europäer und ganz zum Schluss erst mich. Das macht es für mich unmöglich, einen Job zu bekommen. Ich will nicht Deutschland vorschreiben, wie es sich verhalten sollte, wie Sie funktionieren oder wie Sie fühlen sollen, weil wir alle Menschen sind. Laufen Sie nicht vor dem Problem weg. Stellen Sie sich den Problemen, sonst tragen auch Sie zur Gewalt bei.

Und zunächst habe ich mich gefürchtet. Ich hatte Angst und ich musste meine Angst bekämpfen. Denn die Angst ist der erste Feind in deinem Leben. Und Angst lehnt all die guten Dinge ab, sodass man nur die schlimmsten Dinge annimmt. In vielen Medien oder Zeitungen erfahren Sie nur einen Teil der Wahrheit. Beispielsweise war das, was in Köln passiert ist, ein Skandal, ein Ereignis, das es zu verurteilen gilt.

Aber die Leute begannen zu befürchten, dass alle Geflüchtete nur gekommen sind, um zu zerstören. Und die Ängste halfen, Vorurteile zu schüren. „Was ist mit unseren Kindern? Unseren Frauen? Unserer Arbeit? Was ist mit diesem und jenem?“ Aber wir arbeiten nicht an der Zerstörung. Die Menschen hier haben nur vor den Krisen Angst. Doch es gibt keine Krise. Und manche Diskussionen helfen nicht dabei, Vorurteile abzubauen. Zum Beispiel wird manchmal gesagt, dass ein christlicher Syrer in Ordnung ist, aber ein muslimischer Syrer nicht. Und es kämen nur Männer und keine Frauen. Warum skandalisieren wir das nicht mehr? Das sind Ängste und Vorurteile, die Hass schüren. Für mich geht es aber darum, sich selbst zu befreien. Was die Bundesregierung gerade macht, ist es, die Geflüchtete in zwei Lager zu spalten und Probleme auf das Flüchtlingsthema zu schieben. Doch wir sollten die Leute begrüßen und nicht in Gruppen aufteilen. Denn wir alle sind keine Geflüchtete, wir sind Menschen. Und wenn wir zusammen arbeiten, können wir diese Welt besser machen.

Weitere Informationen:

Auf dem Oranienplatz kämpfen Geflüchtete gemeinsam, um einen öffentlichen Ort für den Protest für die Rechte von Geflüchteten zu haben. Weitere Informationen unter <http://oplatz.net>

Napuli Paul Langa arbeitet im Projekt „Blacks and Whites Together for Human Rights“
<https://blacksandwhitestogetherforhumanrights.wordpress.com>

Ulrich Wagner

*Professor für Sozialpsychologie,
Philipps-Universität Marburg*

Prof. Dr. Ulrich Wagner leitet seit 1994 die Arbeitsgruppe Sozialpsychologie am Fachbereich Psychologie und im Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg. Nach dem Studium der Psychologie, Promotion und Habilitation an der Ruhr Universität Bochum. In seiner Forschung befasst er sich mit Aggression und Gewalt und Konflikten zwischen Gruppen und – oft in Kooperation mit lokalen Projektträgern – mit Maßnahmen zur Gewalt- und Konfliktreduktion.



Die Flüchtlingsdiskussion – Eine sozialpsychologische Analyse der deutschen Gesellschaft

Wie geht die einheimische Bevölkerung in Deutschland mit Geflüchteten um? Diese Frage ist zentral und schließt sich gut an die vorhergehenden Themen an. Auf die Fluchtursachen und die Art und Weise, wie der Umgang mit Geflüchteten in Deutschland diese selbst massiv betrifft, folgt nun die Perspektive auf die einheimische Bevölkerung. Das Thema heißt die Flüchtlingsdiskussion, aber eigentlich passt die Fluchtdiskussion besser, weil es nicht nur ein Problem von Flüchtlingen ist, sondern von Flucht. Der Begriff Weltproblematik-Diskussion passt eigentlich noch viel besser, da dies nicht nur Geflüchtete etwas angeht, sondern uns alle. Daher möchte ich auf die sozialpsychologischen Erklärungen von Unterstützung und vor allem von Zurückweisung eingehen und etwas dazu sagen, was aus sozialpsychologischer Sicht mögliche Strategien sind, um mit den eigenen Problemen in unseren Köpfen umzugehen.

Momentan sind weltweit etwa 65 Millionen Menschen auf der Flucht. Im vergangenen Jahr waren es etwa eine Millionen Menschen, die nach Deutschland gekommen sind, von denen etwa 450.000 Menschen erfasst worden sind – hier gibt es auch ein bürokratisches Problem. Es sind sehr viel mehr Menschen nach Deutschland gekommen, als tatsächlich einen Antrag auf Asyl stellen können.



Abb. 3: Zahl der Asylanträge in Deutschland. (Eigene Darstellung. Daten aus: BAMF, Aktuelle Zahlen zu Asyl, Ausgabe Februar 2016, Nürnberg.)

In der Abbildung 3 ist besonders der Peak um die 1990er Jahre herum wichtig. Damals gab es eine ganz ähnliche Situation, als viele Geflüchtete vor dem Bürgerkrieg in Jugoslawien hierher geflohen sind. Im Vergleich zu damals haben wir im Moment einen großen Unterschied: Ich kann mich nicht erinnern, dass es in den 1990er Jahren ein so großes Maß an Unterstützung für geflüchtete Menschen in Deutschland gegeben hat, wie wir es gegenwärtig sehen. Die Situation ist teilweise ja nur durch die freiwilligen Helferinnen und Helfer zu bewältigen gewesen.

Eine repräsentative Umfrage vom Herbst vergangenen Jahres unter der deutschen Bevölkerung besagt, dass zehn Prozent der Menschen in Deutschland aktiv an der Unterstützung von Geflüchteten beteiligt gewesen sind oder beteiligt sind. Das ist eine grandiose Zahl. Aber es gibt eben auch die Kehrseite: Im Sommer vergangenen Jahres war PEGIDA praktisch tot, aber die Diskussion um Menschen, die nach Deutschland gekommen sind, hat PEGIDA mächtigen Rückenwind gegeben.

In der aktuellen Studie „Die enthemmte Mitte“ von Oliver Decker, Johannes Kiess, Elmar Brähler von 2016 wurden die Ergebnisse einer Umfrage veröffentlicht. Darin stimmten der Aussage „Die meisten Asylbewerber befürchten nicht wirklich, in ihrem Heimatland verfolgt zu werden“, 2016 fast 60 Prozent der Befragten ziemlich oder vollständig zu. Hier wird also Menschen das Recht abgesprochen, dass sie tatsächlich aus Not nach Deutschland kommen. Es werden ihnen stattdessen andere Motive unterstellt – und diese Zahl ist seit dem letzten Jahr noch einmal gestiegen.

Die schlimmsten Zahlen sind die über die tätlichen Übergriffe. Die Anzahl der tätlichen Übergriffe ist von 2014 auf 2015 drastisch gestiegen und sie steigt weiter an in

diesen Tagen. Dazu muss man wissen, dass solche Zahlen immer einen erheblichen Nachlauf haben. Bis bei den zentralen Statistiken ankommt, was die Polizei meldet, gibt es immer ein positiveres Bild. Wir haben tatsächlich auch damit zu tun, dass es nicht nur Vorurteile und Diskriminierung gibt, es gibt auch tatsächlich massive und zahlenmäßig hohe Gewalt gegen Menschen, die nach Deutschland kommen. Die Frage ist, woher kommt das? Wir haben ja eigentlich an uns den Anspruch, rationale Informations-Verarbeiter zu sein. Wir erfahren seit Mitte letzten Jahres, dass die Zahl an Menschen, die nach Deutschland gekommen ist, deutlich gestiegen ist. Wir erfahren über die Flucht an sich und Deutschland als Flucht-

ziel, und eigentlich nehmen wir doch alle von uns an, dass wir mit diesen Informationen einigermaßen rational umgehen können und zu einem rationalen Urteil kommen. Diese Annahme ist falsch. Es gibt eine Reihe von Verzerrungsmechanismen, denen wir unterliegen. Diese führen dazu, dass wir ein Ereignis wie Migration oder Menschen, die nach Deutschland kommen, nicht objektiv einschätzen können, sondern zu Ablehnung, Vorurteilen, Stereotypisierungen, Diskriminierung und gar Gewalt kommen. Zwei Prozesse spielen in diesem Zusammenhang eine große Rolle: Auf der einen Seite die Kategorisierung und auf der anderen Seite die Emotionen.

Kategorisierung und Emotionalisierung als Prozesse der Informationssuche und -verarbeitung

Betrachtet man ein Bild, auf dem Menschen zu sehen sind, erkennen wir schnell, ob es Männer oder Frauen sind. Wir interpretieren schnell, ob eine Person eine schwarze oder weiße Hautfarbe hat. Auf Bildern ist aber meist sehr viel mehr zu erkennen. Wir sind in der Lage, komplexe Informationen durch Rückgriff auf Kategorien sehr leicht zu verarbeiten. Und das kann sehr hilfreich sein. Wenn man auf dem Weg nach Hause ist, die Straße überqueren will und einen anderen Verkehrsteilnehmer kommen sieht. Dann ist es für die Entscheidung, ob man sofort geht oder stehenbleibt, ganz wichtig, ob man den anderen Verkehrsteilnehmer als Fahrradfahrer oder als Autofahrer kategorisiert. Das hilft alltäglich und ist ganz sinnvoll und hilfreich, es zieht allerdings auch eine Menge Nachteile mit sich.

Betrachtet man die zwei Bilder auf dieser Seite erkennen die ExpertInnen sofort: Schalke und Dortmund. Diese Bilder zeigen deutlich, dass wir nicht nur die Welt um uns herum in Autofahrer und Fahrrad-

fahrer kategorisieren, sondern auch uns selber. Wir ordnen uns selber einer Gruppe zu – hier Dortmund oder Schalke. Und das ist auch für uns wichtig. Es gibt psychologische Wer-bin-ich-Tests, für die Menschen zehn Dinge über sich selbst aufschreiben sollen, oben steht der Name und als zweites kommt das Geschlecht, dann ein Berufsmerkmal, Herkunft aus einer bestimmten Stadt. Das sind alles sichere Gruppenzugehörigkeiten und daran kann man erkennen, dass Gruppenmitgliedschaften etwas mit uns machen. Und deswegen ist es auch nicht so einfach, solche Gruppenmitgliedschaften hinter sich zu lassen. Manchmal ist es auch für uns wichtig, dass wir uns in einer bestimmten Art und Weise über Gruppenmitgliedschaften definieren können. Problematisch ist es erst im nächsten Schritt: Wenn wir uns einer Gruppe zugehörig fühlen, neigen wir dazu, diejenigen, die nicht der eigenen Gruppe angehören, abzuwerten und auszugrenzen. Und dies tun wir umso stärker, je mehr wir uns der Gruppe zugehörig fühlen.



Die Fankurve des FC Schalke 04
(Foto von Orchi – CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=7720895>)



Die Fankurve von Borussia Dortmund
(Foto von wolf4max – CC BY-NC-ND 2.0, <https://www.flickr.com/photos/wolf-t/8757949087>)

Der Mechanismus dahinter ist, dass wir gerne ein positives Bild von uns haben wollen und auch nach Außen hin ein positives Bild darstellen wollen. Und wenn wir das im Vergleich zwischen Gruppen tun, können wir das häufig nur erreichen, indem wir die eigene Gruppe auf Kosten der anderen aufwerten. Dieser Mechanismus des Aufwertens und des gegenseitigen Abwertens ist ein sehr wichtiger, der mit der Selbstkategorisierung und mit der Selbstdefinition einhergeht. Und dies dient als Grundlage dafür, dass es in unseren Köpfen zu Vorurteilen und zur Diskriminierung kommt.

Eine Kategorisierung geht noch mit einer Reihe von weiteren Mechanismen einher, etwa mit Generalisierungsprozessen. Menschen werden etwa der Gruppe der Geflüchteten zugerechnet, dieser künstlichen Kategorie, die objektiv betrachtet gar keine homogene Gruppe ist. Aber wir kategorisieren Menschen, die aus welchen Gründen auch immer seit Sommer 2015 als Geflüchtete nach Deutschland gekommen sind und sehen sie als eine homogene Gruppe. Hört man etwa von einem Ladendiebstahl, der von einer Person mit Fluchthintergrund begangen wurde, fangen wir an, diese einzelne Erfahrung zu generalisieren und auf die Gruppe insgesamt zu übertragen. Und das, obwohl die Gruppe objektiv betrachtet eigentlich gar nichts miteinander gemein haben, außer vielleicht dem Umstand, dass sie zu einem bestimmten Zeitpunkt nach Deutschland gekommen sind und vielleicht Asyl beantragt haben. Diese Übergeneralisierung ist ein großes Problem.

Ein weiteres Problem, das vor allem dann auftaucht, wenn wir uns stark mit Gruppen identifizieren, sind Rückschlüsse auf falsche Übereinstimmungen, so genannte False Consensus. Je extremer unsere Positionen gegenüber der anderen Gruppe sind, umso stärker glauben wir, dass in unserer eigenen Gruppe diese Position geteilt wird. Anders ausgedrückt: Je extremer meine eigenen Stereotype gegenüber Fremden sind, umso stärker glaube ich, dass diese Stereotypen in meiner Gruppe geteilt werden. Durch diesen Mechanismus des False-Consensus-Effekts kann es zu so etwas wie aktiver Diskriminierung und Gewalt kommen. Wir wissen aus der Forschung der 1990er Jahre, dass die Täter der Übergriffe in Rostock und Hoyerswerda stark dem False Consensus unterlagen und sich selbst als Repräsentanten der breiten Mehrheit gefühlt haben.

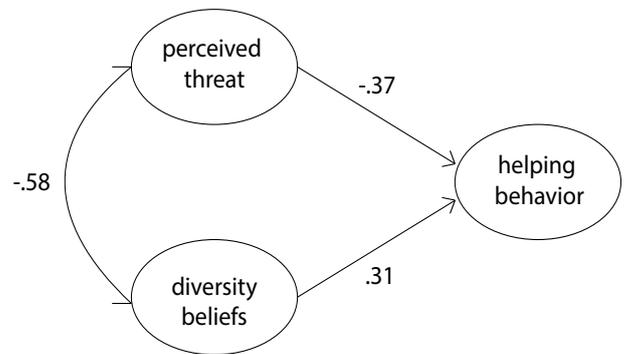


Abb. 4: Gesis survey, September 2015. Wagner, U. & Greipl, S. (2016, in prep.).

All diese kognitiven Prozesse prägen unser alltägliches Leben. Problematisch werden diese nur, wenn sie zu Verzerrungen führen und bestimmte Gruppen mit Vorurteilen belegt werden, die zu Ablehnung, Diskriminierung und gar Gewalt führen. Zudem sind wir nicht so „kalte Informationsverarbeiter“, wie wir das gerne für uns in Anspruch nehmen würden. Sondern wir sind in starkem Maße von unseren Emotionen geleitet, wie etwa Unsicherheit, Angst und Hass, aber auch Mitleid. Mitleid ist dabei eine Emotion, die eher zu Hilfeleistungen führt, aber auch in subtiler Diskriminierung enden kann. Etwa, wenn „die Anderen“ in einer Art und Weise unterstützt werden, die sie in einem Status der Unterlegenheit und Abhängigkeit hält, wodurch paternalistische Vorurteile und Diskriminierung entwickelt werden.

In Abbildung 4 sind aktuelle Befragungsdaten aufgezeigt. Es wurden Menschen befragt, wie weit sie sich durch Zuwanderer und Geflüchtete bedroht oder verängstigt fühlen. Auf der rechten Seite sieht man, wie diese Einstellung mit helping behavior, also der Bereitschaft zusammenhängt, Geflüchtete zu unterstützen. Das Ergebnis ist ein negativer Zusammenhang. Also je mehr man sich vor Geflüchteten fürchtet – aus welchen Gründen auch immer – desto weniger ist man bereit, die Menschen zu unterstützen. In der Längsschnittuntersuchung sieht man, dass das Ausmaß, in dem man sich heute vor Einwanderern und Einwanderinnen fürchtet, das Ausmaß beeinflusst, in dem ich im nächsten Jahr Einwanderern ein Einwanderinnen mit Vorurteilen begegne. Dies sind also Längsschnittdaten, die über die Kausalität Aufschluss geben: Es sind tatsächlich Emotionen der Furcht und der Angst, die zu Ablehnung, zu Vorurteilen und manchmal auch zu Diskriminierung von „Anderen“ führen.

Angst als prägender Faktor von Instrumentallisierungen

In einer repräsentativen Befragung von ARD-DeutschlandTREND aus dem November 2015 wurde untersucht, wovor die Menschen genau Angst haben, wenn sie über Geflüchtete sprechen. (Link zur Studie: <http://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/ard-deutschlandtrend/2015/november/>). Dort können Sie nachlesen, wie viele Leute sagen, „Es macht mir Angst, dass Geflüchtete zu uns kommen“. Im Ergebnis sieht man, dass es etwa 50 Prozent sind, die der Aussage zustimmen und etwa 50 Prozent nicht. Im Anschluss wurden diejenigen, die der Aussage zustimmen, zu so genannten Angst- oder Bedrohungsgründen befragt. Als Antworten tauchten dabei etwa die Sorge auf, dass die Verschuldung öffentlicher Haushalte steige, Ängste vor der Konkurrenz auf dem Wohnungsmarkt und auch auf dem Arbeitsmarkt. Es ist eine Art von materieller Bedrohung, die die Menschen wahrnehmen, und anderer Formen von Bedrohung – etwa kultureller Bedrohung mit der Aussage „Ich fürchte mich davor, dass der Einfluss des Islam in Deutschland zu stark wird.“, oder auch die Angst, dass die Zahl der Straftaten oder die Terrorgefahr in Deutschland zunimmt. Und erstaunlicherweise befürchtet auch eine Mehrheit der Befragten, dass durch das Ankommen von mehr Geflüchteten auch mehr rechte Parteien an Zulauf gewinnen. Die Angst vor den Eigenen spielt hier ganz offensichtlich auch eine Rolle.

Wir leben in einer Gesellschaft, in der es bestimmte normative Vorstellungen, Werte und Grundpositionen gibt. Und dazu gehört so etwas wie Nächstenliebe und Gastfreundschaft. Interessant ist, dass für viele in Deutschland solche normativen Vorgaben mit der Kategorienzugehörigkeit zusammenhängen. Nächstenliebe und Gastfreundschaft zählt für viele offensichtlich nur, wenn die Empfänger und

Empfängerinnen solcher Nächstenliebe auch der eigenen Kategorie zugehören, also Deutsche sind. Sie kennen das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, in dem dieses Problem schon angerissen wird. Wir leben aber auch in einer Gesellschaft, in der es bereits Stereotype und Feindbilder gibt. Es ist ja nicht so, als wenn wir unsere Ideen über Geflüchtete immer selbst entwickeln würden. Wir greifen ja zurück auf existierende Feindbilder. Es gibt ein Stereotyp des Juden, der mit Geld in Verbindung gebracht wird und wir alle kennen das. Das existiert in unserer Gesellschaft. Es gibt Stereotype und Feindbilder über Menschen mit Herkunft aus der Türkei, welche über hunderte von Jahren transportiert worden sind. Und wir alle kennen die Bilder, die in unserer Gesellschaft über Sinti und Roma existieren. Das ist die Grundlage, auf denen Kategorisierung und Emotionen, funktionieren. Wir wissen darum und wenden sie üblicherweise nicht aktiv an, wir unterdrücken sie – jedenfalls diejenigen von uns, die ihre Vorurteile nicht austragen wollen – aber wir kennen sie. Und wichtige Vermittler zwischen diesem gesellschaftlichen Hintergrundwissen und unseren eigenen Vorstellungen ist der Bekanntenkreis. Wir diskutieren miteinander und es beeinflusst uns, welche Positionen in unseren Bekanntenkreisen vertreten werden.

Ganz wichtig ist aber auch die Art und Weise, wie diese Weltkrise von Politik und Medien dargestellt wird. Wir selbst erfahren das nicht unmittelbar. Wir sehen die Lage im Fernsehen oder lesen darüber in der Zeitung. Dabei erleben wir eine Situation massiver Instrumentalisierung, vornehmlich von rechter Seite. Und diese Instrumentalisierung macht kategorisierungssalient. Wir und die Fremden – das wird immer wieder salient gemacht, wenn beispielsweise Alexander Gauland über Jérôme Boateng spricht: „die Leute finden ihn als Fußballspieler gut. Aber sie wollen Boateng nicht als Nachbarn haben.“ Dies ist ein völlig absurdes Beispiel, aber Gauland hat dies so gesagt. Er macht das Fremde salient. Wir haben die Diskussion zur Fußball-Europameisterschaft über die Wirkung nationaler Symbole, Flaggen, Trikots und Nationalhymnen erlebt. Und die Forschung zeigt dabei, dass diese nationale Symbolik tatsächlich Gruppenzugehörigkeit salient macht und damit die Gefahr steigt, andere auszugrenzen.

Der zweite Schritt bei Instrumentalisierungen ist das Erzeugen von Ängsten. Dies erlebt man vor allem in Foren, in sozialen Medien, aber auch in den klassischen Medien. Titelbilder vieler Zeitschriften erzeugten



„Werte wie Nächstenliebe und Gastfreundschaft zählen für viele nur, wenn die Empfänger und Empfängerinnen zur eigenen Kategorie gehören, also Deutsche sind“, kritisiert Prof. Dr. Ulrich Wagner in seinem Vortrag.

auch Ängste: Das Boot sei voll, es kämen zu viele, der Ansturm sei riesig. Das ist die mediale Bearbeitung, die wir täglich wahrnehmen. Und gleichzeitig gibt es die politische Instrumentalisierung. Der erste Schritt ist noch, dass man selbst Kategorien salient macht; als zweites werden Ängste geschürt und im dritten Schritt werden Lösungsmöglichkeiten geboten – und das bietet die jeweilige politische Vertretung. Da ist Lutz Bachmann von PEGIDA nur ein Extrem, wenn er auf Twitter fordert „Seil wird teuer werden, es ist Zeit Knoten knüpfen zu lernen“, also mit Gewalt droht. Aber auch aus der sogenannten politischen Mitte heraus kommt dies, wenn Seehofer etwa sagt: „Wir sind nicht das Sozialamt für die ganze Welt“. Das ist auch wieder nur verklausuliert

für wir müssen die Grenzen schließen, die deutschen oder die europäischen. Das ist eine politische Agenda, die sehr gut korrespondiert mit diesen Mechanismen, nach denen wir funktionieren. Wir sind gerne bereit, solche Informationen abzuholen, weil sie mit unseren psychologischen Mechanismen so gut zusammenpassen.

Mit diesem Modell werden die wissenschaftlichen Erkenntnisse dargestellt, die diese Mechanismen deutlich machen. Da man die Ursachen des Phänomens kennt, kann man auch überlegen, wie dieses Phänomen beseitigt werden kann. Es gibt Möglichkeiten, an den Mechanismen zu drehen, damit es etwa nicht zu Abwertung, Diskriminierung und Gewalt kommt.

Was tun? Gegenstrategien zu Abwertung, Diskriminierung und Gewalt

Eine Möglichkeit, die auch relativ gut erforscht ist, ist die Erzeugung von Gegenöffentlichkeit. In einer Metaanalyse wurden 103 solcher Kampagnen ausgewertet. Und die Daten zeigen, dass solche Gegenkampagnen tatsächlich helfen. Sie helfen, die Überzeugungen von Menschen zu verändern. Die Ergebnisse zeigen, dass es besonders Kampagnen sind, die nicht einfach nur nüchtern Fakten präsentieren, sondern gleichzeitig die Empathie zu denjenigen, über die gesprochen wird, also mit Geflüchteten, steigert.

nehmen, dass dort Menschen sind, die sowieso dieselbe Meinung vertreten wie wir – also warten wir auf das Echo, um uns selber zu bestärken. Oder wir gehen manchmal in andere Foren, um andere zu beschimpfen. Aber nicht, um uns mit anderen wirklich sachlich auszutauschen.

Wir sollten uns nicht der Illusion aussetzen, dass solche Gegenkampagnen sofort wirken. PEGIDA hat das Motto, dass es sich um Lügenpresse handelt, dass alles was die Anderen sagen sowieso falsch ist und dass es von vornherein als fasch dargestellt wird. Es wird schwer sein, gerade diese Menschen zu erreichen, die der Argumentation von PEGIDA folgen. Aber es gibt auch keine andere Möglichkeit. Es ist nicht sinnvoll in diesem Land hinzunehmen, dass 10 oder 15 Prozent sich vollständig vom Rest der Menschen in dem Land abkoppeln. Wir müssen miteinander reden, wir müssen aufeinander zugehen und wir müssen unter vernünftigen Bedingungen Argumente austauschen. Das Problem wird noch viel größer, wenn wir uns die Diskussion im Netz anschauen. Von der Online-Kommunikation wissen wir, dass es sich da um Echoräume handelt. Wir gehen ja üblicherweise nicht ins Internet, um objektiv Informationen auszutauschen, um zu hören, was die Gegenseite eigentlich so meint. Wir gehen entweder in Foren, von denen wir an-

Die erste Gegenstrategie ist demnach Information. Wir haben uns in Marburg relativ viel mit der Kontakthypothese beschäftigt. Das ist eine Theorie, die aus den Vereinigten Staaten von Amerika stammt. In der Psychologie ist dies wesentlich beeinflusst von Gordon Allport, der 1954 folgendes geschrieben hat: „Kontakt wirkt zur Reduktion von Vorurteilen, wenn die beteiligten Mitglieder, zumindest in der Kontaktsituation, den gleichen Status haben, gemeinsame Ziele kooperativ verfolgen und der Kontakt durch Autoritäten unterstützt und gewollt wird.“ Sie müssen sich vorstellen, dass dies eine Äußerung aus den rassistischen USA von 1954 ist, zu einer Zeit, als Men-

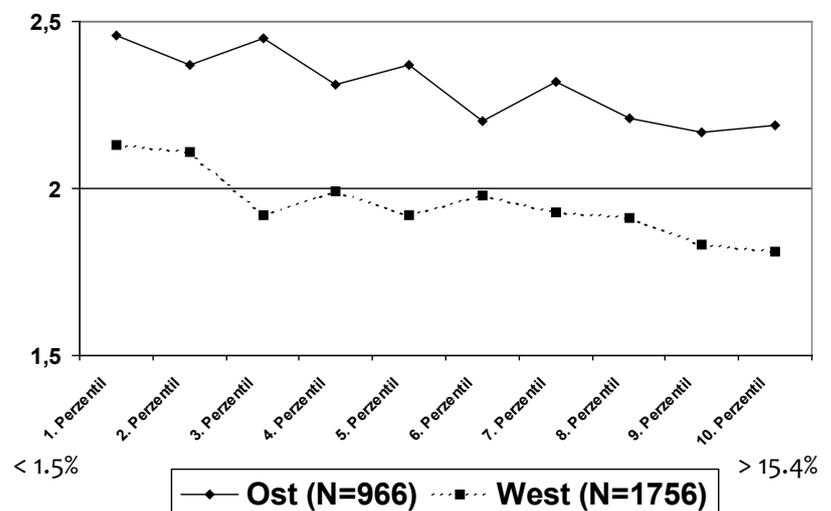


Abb. 5: Ergebnisse einer repräsentativen Befragung von Menschen ohne Migrationshintergrund. GFE-Survey 2002, N = 2722, $r = -.27$ (Heitmeyer et al. 2002)

schen mit schwarzer Hautfarbe an einer anderen Stelle im Bus sitzen mussten als Menschen mit weißer Hautfarbe, in der schwarze und weiße US-Amerikaner noch auf verschiedene Schulen gingen. Da war diese Aussage revolutionär. Seitdem gibt es viel Forschung zur Kontakthypothese, die zeigt, dass die Annahme richtig ist. Kontakt, der unter diesen Bedingungen stattfindet, hilft tatsächlich, Vorurteile zu reduzieren. Ich will ihnen ein Beispiel aus unserer eigenen Forschung dazu zeigen, welches auch unsere Diskussion beflügeln kann.

Oben links in der Abbildung 5 sehen Sie die Ergebnisse einer repräsentativen Befragung von Menschen ohne Migrationshintergrund. Sie sind ganz pauschal nach ihren Vorurteilen zu Ausländern befragt worden. Je höher der Wert, umso höher die Vorurteile. Unten haben wir den Anteil an Personen mit Migrationshintergrund, die in der selben Gegend leben, wie die Menschen selber. Ganz links sind die Ergebnisse von Befragten, die aus Regionen kommen, bei denen der Anteil von Nachbarinnen und Nachbarn mit Migrationshintergrund unter 1,5 Prozent liegt, also praktisch ohne NachbarInnen mit Migrationshintergrund. Und rechts stehen die Antworten von Menschen, die aus Bezirken kommen, bei denen der Anteil von Nachbarinnen und Nachbarn mit Migrationshintergrund über 15 Prozent liegt, das geht hoch bis weit über 30 Prozent im Ruhrgebiet. Berlin haben wir aus dieser Analyse sogar ganz herausgelassen. Wenn Sie sich beide Kurven anschauen, dann sehen sie, dass die Kurven von links nach rechts fallen. Das bedeutet, dass je mehr Menschen mit Migrationshintergrund in der Nachbarschaft leben, umso niedriger sind die Vorurteile.

Und wir können in einer weiteren Analyse zeigen, dass es tatsächlich der Kontakt ist, der die Vorurtei-

le reduziert. Wenn ich in einer Nachbarschaft lebe, in der ein Drittel der Menschen Migrationshintergrund haben, dann bleibt mir ja gar nichts anderes übrig, als Kontakt mit den jeweils Anderen zu haben. Und das reduziert die Vorurteile. Die beiden Kurven sind die Kurven für Ost- und Westdeutschland. Die obere Kurve ist für Ostdeutschland, die untere für Westdeutschland. Laut einiger repräsentativer Befragungen, fallen Vorurteile in Ostdeutschland höher aus als in Westdeutschland. Und auch da können wir in weiteren Analysen zeigen, dass das damit zusammenhängt, dass der Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund im Osten von Deutschland so niedrig ist und die Einheimischen keine Möglichkeit haben interkulturelle Kompetenz zu entwickeln. Also Kontakt hilft Vorurteile zu reduzieren. Das bedeutet nicht, dass dann alle völlig Friede-Freude-Eierkuchen miteinander auskommen, aber man merkt, dass diejenigen, die man vorher als homogene und bedrohliche Gruppe angesehen hat, auch individuelle Menschen sind und manche davon auch nett sind und manche weniger nett. Die Vorurteile, dieses pauschale gegen die Anderen, fällt weg. Das ist ein Befund der relativ neu ist, dessen Bedeutung ich aber erst kürzlich begriffen habe.

In einer anderen Analyse haben wir überprüft, wie viel individuellen Kontakt die Menschen selbst mit „Ausländern“ haben. Im zweiten Schritt haben wir untersucht, wie hoch das Kontaktniveau in der Nachbarschaft ist, wo die Menschen herkommen, wie viel Kontakt die Anderen dort mit Ausländern haben. Und die Ergebnisse zeigen, dass individueller Kontakt hilft. Wenn ich in einer Nachbarschaft lebe, in der viel Kontakt gepflegt wird und die anderen Deutschen viel Kontakte in der Nachbarschaft mit AusländerInnen pflegen, dann reduziert das auch meine eigenen Vorurteile – auch dann, wenn ich selbst keinen Kontakt habe. Wir nennen das eine Form des indirekten Kontakts. Es beeinflusst offensichtlich das Klima in der Gemeinde, was dann dazu führt, dass selbst wenn ich an der Kontaktsituation nicht beteiligt bin, auch meine Vorurteile zurückgehen. Das hat auch eine große Bedeutung beispielsweise für die vielen freiwilligen Helferinnen und Helfer. Die helfen in erster Linie, die Not der Geflüchteten zu reduzieren – was an sich ja schon ein sehr positiver Effekt. Sie haben selbst Kontakt mit den „Anderen“, was sich positiv auf ihre eigenen Vorurteile auswirkt. Aber zusätzlich fungieren sie als wichtige MediatorInnen, die durch ihre Tätigkeit anderen Menschen signalisieren, dass der Kontakt gut ist



Persönlicher Kontakt kann Vorurteile reduzieren, so Wagner. („Go for it“ von Martin Fisch, <https://www.flickr.com/photos/marfis75/4918634521/>; CC BY-SA 2.0, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/>)

und für Akzeptanz werben. Damit beeinflussen sie insgesamt das Akzeptanzniveau und die Offenheit in unserer Gesellschaft.

Diese Metaanalyse zeigt, dass sowohl direkter, als auch indirekter Kontakt geholfen hat. In Abbildung 15 sieht man, dass die Kontaktintervention, also Menschen in Kontakt miteinander zu bringen, nicht nur in vergleichsweise ruhigen Regionen wie Mitteleuropa oder Nordamerika hilft. Es hilft auch in Regionen, die durch schwere Auseinandersetzungen gekennzeichnet sind, wie beispielsweise unmittelbar nach Bürgerkriegen, etwa in Zentralafrika, Nordirland oder Zypern. Auch dort kann man zeigen, dass Kontakt hilft, die Menschen wieder zusammenzubringen, obwohl es eine so schlimme Auseinandersetzung gegeben hat.

Ein Beispiel für Kontaktintervention ist sogenannter kooperativer Gruppenunterricht. Man kann in Schulen beobachten, dass es die Gefahr gibt, dass Jungs mit Migrationshintergrund hinten links in der Klasse sitzen, die deutschen Jungs hinten rechts. Man hat also nicht so richtig viel miteinander zutun. Die Idee des kooperativen Gruppenunterrichts ist eine Form von Kleingruppenarbeit, bei der Kleingruppen heterogen zusammengesetzt sind, also mit Schülerinnen und Schülern mit und ohne Migrationshintergrund. Das bedeutet auch oft, dass die Gruppen leistungsmäßig heterogen zusammengesetzt sind, was mit dem Prinzip der inneren Differenzierung in deutschen Schulen kollidiert. In den Kleingruppen von vier bis sechs Kindern müssen Aufgaben gelöst werden, was nur möglich ist, wenn sie sich gemeinsam dort einbringen. Wenn es zum Beispiel darum geht die Biografie eines Protagonisten zu erarbeiten, dann muss eines dieser Kinder Informationen über die Kindheit des Protagonisten sammeln, das nächste Kind über die Jugend und so weiter und die Gesamtbiografie des Protagonisten kann nur erarbeitet werden, wenn alle mitmachen.

Die Forschung vor allem aus den USA zeigt, dass diese Form der Kontaktintervention tatsächlich hilft, Vorurteile zu reduzieren und dass es darüber hinaus vor allen Dingen für Kinder aus leistungsschwachen Gruppen hilfreich ist, also häufig Kinder mit Migrationshintergrund. Das Leistungsniveau steigt deutlich an durch diese Form des kooperativen Gruppenunterrichts. In Abbildung 16 sind verschiedene Beispiele aufgelistet, wie Kontaktinterventionen angewendet werden kann, beispielsweise als kooperativen Gruppenunterricht oder auch als stellvertretender Kontakt, denn wenn Mitglieder der eigenen Gruppe Kontakt mit der fremden Gruppe pflegen, dann hilft das nach dieser Theorie auch. Nach der Kontakttheorie

hat Gauland völlig unrecht, die heterogene Zusammensetzung der deutschen Fußballnationalmannschaft hat eigentlich Vorbildcharakter und sollte mit dazu beitragen, diejenigen abzuholen die reserviert sind, sich offener zu zeigen. Und so kann man das weiter durchdeklinieren, denn es handelt sich hierbei sicher nicht um eine vollständige Auflistung.

Also was hilft? Erstens Informationen, zweites Kontakt und drittens muss man Politik und Medien weiterhin berücksichtigen. Nur mit Psychologie wird die Situation in Deutschland nicht verändert. Psychologie ist wichtig und hilfreich, es ist aber auch erforderlich von politischer Seite die Situation in einer Art und Weise darzustellen, dass sie der Realität entspricht und dass es nicht zu dramatisierenden Erklärungen in Politik und Medien kommt.

An dieser Stelle wird man als Wissenschaftler oft mit einer Frage in die Situation gebracht, seine wissenschaftliche Neutralität zu verlassen: „Was ist denn deine Alternative, wenn du die Situation in Deutschland verbessern willst?“ Nach dem „Wir schaffen das“ von Angela Merkel aus dem September vergangenen Jahres, das viele von uns beeindruckt hat, kam aber keine Lösung. Nur nach und nach diese heimliche Agenda, nämlich Europa an den Außengrenzen zuzumachen und Deals mit der Türkei und anderen Ländern abzuschließen. Dem muss man auch politisch eine Alternative entgegenstellen. Ich bin tief enttäuscht über die Oppositionsparteien, die das einfach nicht tun. Deswegen müssen wir das als BürgerInnen tun und da stellt sich die Frage, die wir an diesem Tag schon öfter hatten: „Wie kann man Fluchtursachen reduzieren? Das hat auch viel damit zu tun, wie wir in Deutschland und auf dem Weg nach Deutschland mit Geflüchteten umgehen. Wir bräuchten zum Beispiel unbedingt ein Einwanderungsgesetz, das Menschen, die tatsächlich aus ökonomischen Gründen nach Deutschland kommen – was ja nicht illegitim ist – ermöglicht, dies legal zu tun.“

Zusammengefasst also sind meine drei Strategien:

- Information
- Kontakt
- Flucht- und Einwanderungspolitik.

Und gleichzeitig müssen wir Solidarität in Europa einfordern. Das ist eine europäische Aufgabe, die wir dringend angehen müssen.

Weitere Publikationen unter www.sozialpsychologie-marburg.de

Angela Kühner

*Diplom-Psychologin
Deutsches Jugendinstitut*

Angela Kühner arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut in München. Nach mehrjähriger Berufstätigkeit als Psychologin in der Sozialpsychiatrie folgte 2007 die Promotion zu „kollektiven Traumata“, die u.a. auf ein Projekt für das Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung (Berlin) aufbaute. Von 2005-2015 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten München und Frankfurt, jeweils im Bereich Sozialpsychologie, 2011/2012 Vertretungsprofessorin für Methoden qualitativer Sozialforschung. Arbeitsschwerpunkte: Trauma, Migration und kollektives Erinnern, macht- und kultursensible psychosoziale Arbeit, (Ethno-)Psychoanalyse.



Furcht, Macht und Hoffnung im Wissen über Trauma – Geflüchtete im psychologischen Blickregime

Hoffnung im Wissen über Trauma klingt beinahe unschuldig, wenn man bedenkt, was das Wissen über Trauma für Einzelne bedeutet – sowohl für diejenigen, die als HelferInnen arbeiten wollen, als auch für diejenigen, die wirklich darauf hoffen, dass das Wissen über Trauma ihnen helfen könnte. Aber vielleicht auch fürchten, dass man mit einer Trauma-Brille auf sie schaut. Aus diesem Grund ist es wichtig, auch auf *Furcht und Macht* zu blicken. Die Hoffnung auf das Wissen über Trauma soll in diesem Beitrag als Phänomen sozialwissenschaftlich betrachtet werden, um verschiedene Denkfiguren, Wissensarten und Diskurse anzusprechen und sowohl auf die übliche, als auch auf die weniger übliche Art über Trauma und Blickregime zu sprechen.

Der Ausgangspunkt meiner systematischen Beschäftigung mit kollektivem Trauma liegt in Berlin im Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung. Das Zentrum wurde 2001 von Reiner Steinweg kommissarisch geleitet. Nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 hatte er die Idee, dass es ein kollektives Trauma sein könnte und dass man psychologisch systematisch darüber nachdenken sollte, was dies bedeutet. Er war der Auffassung, dass eine Art psychologischer Wissensstand zu kollektivem Traumata existiere, den man nur zusammenbringen müsse. Ich „kam“ eher aus einem anderen Diskurs und die Friedens- und Konfliktforschung war damals für mich ein neues Terrain. Als ich in den 1990er Jahren Psychologie studierte, wunderte ich mich, dass der „Umgang mit der Vergangenheit“ immer noch so schwierig war. Blicke ich jetzt zurück, ist es auch interessant, dass es für mich schon in den 1990er Jahren naheliegend war, systematisch an

Trauma und Macht zu denken. Die Vorstellung, dass es so etwas wie transgenerationale Weitergabe von Trauma gibt, ist in den 1990er Jahren aufgekommen. Beim Blick in Publikationen aus diesen Jahren sieht man, wie sehr damals darum gerungen wurde zu verstehen, was diese transgenerationale Weitergabe sein könnte.

Diese Diskurse hatten meine Perspektive geprägt und meine Aufgabe war dann, herauszufinden, was kollektive Traumata sind, was diese mit dem 11. September zu tun haben und wie die Friedens- und Konfliktforschung davon profitieren könne. Ein Zwischenprodukt dieser komplexen Aufgabe war der Berghof Report mit dem Titel „Kollektive Traumata“ (siehe: <http://www.berghof-foundation.org/de/publikationen/>), welcher mir eine systematisch-chaotische Denkbewegung ermöglichte. Ein anderer Bezugspunkt ist der Diskurs über *Transitional Justice*. Interessant ist, dass in der Vorstellung von Reiner Steinweg als Friedensforscher immer ganz stark die Idee präsent war, dass derjenige, der traumatisiert ist, sich vielleicht rächen werde. Diese *gefährlichen Traumatisierten* waren von Anfang als Denkfigur mit dabei, die ich immer sehr schwierig fand, aber an der ich mich auch abarbeiten musste. Hier und heute werde ich über die Hoffnung auf das Wissen über Trauma als Phänomen sprechen und weil es heute auch für das Thema so wichtig ist, möchte ich auch etwas ausführlicher über die kollektive Dimension von Trauma sprechen. Den Begriff kollektives Trauma finde ich bis heute schwierig, aber dass das Trauma eine kollektive oder soziale Dimension hat, finde ich nicht mehr strittig.

Wessen Wissen und wessen Trauma?

Dann müssen wir uns aber fragen, um wessen Wissen es geht? Ich möchte vorschlagen zwischen TRAUMA und *Trauma* zu unterscheiden. Aber vorher ein paar Worte über die zentralen Phänomene, die mir wichtig erscheinen. Sie müssen sich vorstellen, dass

mich Reiner Steinweg mit diesem Auftrag, das existierende Wissen über Trauma und speziell kollektive Trauma zu sammeln, sozusagen auf eine Reise um die Welt geschickt hat. Es gab kein gesammeltes Wissen über kollektives Trauma, aber natürlich wurden

Trauma

Komplexes, eher konkretes Erfahrungswissen im Kontext kollektiver Traumata z.B. „transgenerationale Weitergabe“

TRAUMA

medizinischer Diskurs Verallgemeinerung spezifischer Erfahrung (Abstraktion) Individualisierung Verdinglichung (property)

und werden auf der ganzen Welt Erfahrungen damit gemacht, wie Menschen mit Dingen umgehen, die nicht wiedergutzumachen sind. Also gibt es sehr viel komplexes, lokales und auch unsichtbares Wissen. Mit dieser Suche wurde ein Teil dieses Wissens für mich sichtbar.

Die nächste Frage lautet dann: Wessen Trauma? Der Fokus auf der kollektiven Dimension von Trauma verdeutlicht eigentlich drei Sachen. Aufgrund des Psychologiestudiums konnte ich mir Trauma anfangs nur als etwas Individuelles vorstellen. Das Blickregime ist dort so stark auf das Individuum gerichtet, dass ich dachte, ein kollektives Trauma könne es gar nicht geben. Und jetzt, viele Jahre später, frage ich mich, wieso ich nicht gleich gesehen habe, dass Trauma durch und durch kollektive Dimensionen hat. Wenn die individuelle Leiderfahrung nicht von kollektiv relevanten Ereignissen zu trennen ist, dann ist auch der Verarbeitungsprozess nicht vom kollektiven Umgang damit zu trennen. Zum ersten Mal ist mir dies am Beispiel von Leo Eitinger deutlich geworden, der über die Behandlung mit einem Überlebenden eines Konzentrationslagers berichtet hat. Der Diskurs

über die Bestrafung der TäterInnen habe dessen Heilungs- oder Verarbeitungsprozess und den Umgang mit seiner Geschichte massiv beeinflusst. Also jede Nachricht und jeder Radiobeitrag hat seine Auseinandersetzung mit seiner eigenen Geschichte massiv beeinflusst.

Man unterscheidet meist zwischen *man-made* und den *nature-made disasters* – wobei diese Unterscheidung mittlerweile nicht mehr immer möglich ist. Denn bei einem Erdbeben oder Umweltkatastrophen stellt sich immer öfter die Frage nach der menschlichen Verursachung, der Rolle von politischen AkteurInnen. Terroranschläge, Krieg, Diktatur, Genozid, solche Ereignisse – bei denen es komisch wirkt, sie in einem Atemzug zu nennen – zwingen zu diesem Fokus auf die kollektive Ebene von Traumata. Bei all diesen Ereignissen ist klar, dass es sich um geteilte Erfahrungen handelt. Die Verarbeitung ist kein individueller Prozess, wenn die Erfahrung selbst bereits geteilt wurde.

Bei anderen Leiderfahrungen wird die kollektive Dimension erst bei näherem Hinsehen deutlich. Etwa

Traumata, „die durch Kapitalismus, Kolonialismus oder das Patriarchat verursacht sind.“ – wie José Brunner, ein Kollege aus Tel Aviv gesagt hat. Der überwiegende Teil der Erfahrungen, die wir gewohnt sind als traumatische Erfahrungen zu bezeichnen, hat in irgendeiner Form eine kollektive Dimension und zumindest mit struktureller Gewalt zu tun. Diese ist immer in eine Geschichte eingebunden, beispielsweise des Kolonialismus oder des Patriarchats, und kann nicht von anderen Gewaltverhältnissen losgelöst werden. Als Fazit kann aus sozialpsychologischer Sicht Trauma nie nur als eine individuelle Erfahrung verstanden werden,



auch wenn es eine Erfahrung ist, die in sehr schmerzhafter Weise als trennend erlebt wird und einsam machen kann. Ich glaube, das ist auch ein Grund warum es uns so schwer fällt, die kollektive Dimension von Trauma zu sehen, weil die praktische Erfahrung

in der Begleitung von Menschen mit traumatischen Erfahrungen eben als extrem trennend erlebt wird. Deshalb ist es seltsam, überhaupt von kollektiven oder von verbindenden Traumata zu sprechen.

Zwei Wissensarten über Trauma

Es gibt also zum einen ein komplexes und eher konkretes Erfahrungswissen im Kontext kollektiver Traumata im Allgemeinen. Zum Beispiel das Wissen über transgenerationale Weitergabe aus dem komplexen Erfahrungswissen konkret Handelnder, etwa von Menschen, die sich ganz ausführlich mit anderen Menschen beschäftigt haben (das nenne ich „Trauma“). Zum anderen gibt es den eher medizinischen Diskurs, der zu Abstraktion und zu einer Verallgemeinerung spezifischer Erfahrungen neigt. Damit ist Trauma wieder mehr individualisiert, wird also zur Krankheit einer einzelnen Person gemacht und wird verdinglicht (das nenne ich TRAUMA). Das heißt aus Trauma wird im TRAUMA-Diskurs ein Ding, etwas das man hat oder eben nicht hat, nicht aber eine Erfahrung, die man gemacht hat oder eine Vergangenheit die einen verfolgt.

Die beiden Wissensarten scheinen zunächst polarisiert – und bei vielen löst das zuerst die Tendenz aus, das eine als das gute differenzierte kontextualisierte (Trauma-)Wissen und das andere als das undifferenzierte, individualisierende (böse) TRAUMA-Wissen zu sehen. Ganz so einfach ist es natürlich nicht. Aber alle müssen sich dazu ins Verhältnis setzen, auch die Geflüchteten selber. Es ist hilfreich, sich klar zu machen, dass die Diagnose Posttraumatische Belastungsstörung selbst auch aus einem Kampf um Anerkennung entstanden ist. Sowohl feministische Therapeutinnen als auch diejenigen, die sich mit Vietnam-Veteranen intensiv beschäftigt haben, hatten sich sozusagen für PTSD als Diagnose eingesetzt. Diese beiden komplexen Erfahrungsschätze sind dort eingeflossen, aber es bleibt durch und durch ambivalent – und so geht es sicher vielen, die sich mit dem Thema beschäftigen.

Das Erfahrungswissen von konkret Handelnden ist immer einerseits kontextspezifisch und zugleich übertragbar. Wissensaustausch kann in diesem Sinne Solidarität ermöglichen und als Empowerment verstanden

werden. Es ist wichtig, anzuerkennen, dass es spezifische lokale und historisch entstandene Erfahrungen gibt und man dennoch durch den differenzierten Austausch voneinander lernen kann. So viel erstmal zu dem Wissen über „Trauma“.

Beim Wissen über TRAUMA hilft es, sich klar zu machen, dass Trauma eigentlich eine aus der Körpermedizin übernommene Metapher ist, die das Wissen über TRAUMA in spezifischer Weise formt. So nährt die Metapher TRAUMA die Vorstellung, dass man etwas über einen Menschen weiß, alleine schon wenn man weiß, dass er traumatisiert ist, und dadurch zum Beispiel an Handlungssicherheit gewinnt. Man hat immer wieder die Vorstellung, dass man ganz viel Wissen über die Kulturen sammeln muss, die die Leute haben. Weiß ich, wie jemand tickt, kann ich diese Person adäquat behandeln. Das ist eine nachvollziehbare Hoffnung, um in einer Situation an Handlungssicherheit zu gewinnen. Aber eigentlich weiß ich dann immer noch recht wenig über eine Person, wenn ich etwa nur weiß, woher er kommt. Ich muss ihn genauso kennenlernen, wie alle anderen auch. Und Trauma hat eine ähnliche Funktion, in einer Situation vielleicht noch größerer Verunsicherung, Sicherheit zu bieten.



(Foto von Counselling, CCo Public Domain / pixabay.com)



Eine Traumatisierung ist immer auch Kontextabhängig.
(Foto von PublicDomainPictures, CCo Public Domain / pixabay.com)

Bei der Suche nach dem Wissen über Trauma und dem Wissen über TRAUMA finde ich folgende drei Leitfragen hilfreich:

1. Welche traumatypischen Phänomene und Prozesse werden in unterschiedlichen Kontexten gesehen, beschrieben, hervorgehoben?
2. Was haben Akteure in unterschiedlichen Kontexten darauf für ihr Handeln abgeleitet?
3. Was impliziert es, spezifische Erfahrungen „Trauma“ zu nennen – und nicht Gewalt, Verlust, Trauer...?

Trauma und seine Kontexte

Gerade bei Vietnam-Veteranen sind Flashbacks und Schuldgefühle zu Themen geworden, die stark thematisiert wurden. Etwa auch die Wutausbrüche, die sie bekommen haben als sie in die friedliche Welt zurückgekehrt sind, von der sie in diesen absurden Krieg geschickt worden sind. Robert Lifton engagierte sich gleichzeitig in der Friedensbewegung der Vietnam-Veteranen und als Therapeut. Er versuchte, beides zusammenzubringen und nannte sie „neither victims nor perpetrators“. Es ist wichtig, sich klar zu machen, dass diese Gruppe mit sehr spezifischen Erfahrungen - nämlich in einen eigenartigen Krieg geschickt zu werden und dann davon traumatisiert zu sein - sozusagen die relevante Bezugsgruppe für die Diagnose ist, die wir bis heute benutzen. Und irgendwie ist klar, dass dies nicht ganz passend ist. Robert Lifton war auch länger in Japan und hat sich mit der Erinnerung an Hiroshima und dem kollektiven Trauma des Atombombenabwurfs auseinandergesetzt und hat berichtet, wie hoch ihm die Relevanz an unter Schamgefühlen leidenden Menschen vorkam.

Gerade die Diskussion um den Umgang mit solchen Vergangenheiten habe ich als polarisiert wahrgenommen. So wurden z.B. die „guten“ Wahrheitskommissionen und die „schlechten“ Straftribunale gegeneinander ausgespielt, eine Polarisierung, die bei näherem Hinsehen nicht aufgeht. Es gibt auch auf dieser Ebene keine „best practice“, es gibt nur unterschiedliche Wege mit unterschiedlichen Vor- und Nachteilen, selbst wenn man die Traumaperspektive für zentral hält und die Vulnerabilität von Opfern ernst nimmt.

Durch die Arbeit von Victor Igreja, einem Psycholo-

gen aus Mozambique, der inzwischen in Australien arbeitet, ist mir verdeutlicht worden, wie absurd es manchmal vor Ort wirkt, wenn Trauma als kolonialer Import, als westliches Konstrukt sozusagen importiert wird und mit der Realität der Menschen vor Ort überhaupt nichts zu tun hat.

Aus der Auseinandersetzung mit dem Holocaust hat die Trauma-Diskussion sowohl implizit als auch explizit unglaublich viel gelernt und manchmal wäre es vielleicht hilfreich, das noch einmal expliziter zu machen und sich zu fragen, was es bedeutet, dass es eigentlich unser indirekter Bezugspunkt ist.

Wenn ich gefragt werde, was das Wichtigste ist, was man aus Trauma-Sensibilität lernen kann, dann ist es das, was man im Englischen „belated chronology of trauma“ nennt. Schmerzhafte Erfahrungen können jahrelang kein Problem sein und nach vielen Jahren werden sie zum Problem. Dazu gehört auch die Einsicht, die Hans Keilson aus der Arbeit mit jüdischen Kriegswaisen abgeleitet hat und die man inzwischen verallgemeinert: Entscheidend ist nicht unbedingt, wie schlimm die Erfahrung war, die jemand gemacht hat, die wir für die eigentliche traumatische Sequenz halten, sondern es kann viel entscheidender sein, wie es danach weitergeht. Was Keilson z.B. erstaunt hat, war, dass die langfristige Entwicklung der jüdischen Waisen davon abhängig war, in welche Familie sie gekommen sind und wie in der Familie gesprochen wurde, in denen sie nach dem Krieg aufgenommen worden waren. Das hat eine ganz unmittelbare Relevanz für die Arbeit mit Geflüchteten und es ist erstmal kontraintuitiv: Nicht das schlimme Ereignis ist das allein Entscheidende, sondern der Prozess

und all das, was danach kommt. Das kann nun wirklich Furcht und Hoffnung auslösen.

Ohne Hass keine Versöhnung – so hat David Becker die Einsicht auf den Punkt gebracht, dass wir in der Arbeit mit Trauma die aggressive Dimension nicht unterschätzen sollten. Helfende haben gute Intentionen und erwarten in der Regel auch, dass diese guten Intentionen erkannt werden und dass ihnen Vertrauen entgegengebracht wird. Sie unterschätzen aber die Wut und Aggression, die normale und verständliche und auch gesunde Folgen von Trauma

sind. Diese Gefühle wirken aber leider auch auf die helfende Beziehung. Anders ausgedrückt: Die Helfenden können nicht erwarten, dass ihnen zunächst Vertrauen entgegengebracht wird von Menschen, die massiv die Erfahrung gemacht haben, dass Vertrauen falsch ist und Misstrauen das angemessene Gefühl ist, das man jemanden entgegenbringt. Das ist eine ziemlich schmerzhaft lesson-learned aus dem Wissen über Trauma. Es fühlt sich nämlich, auch wenn man das weiß, ziemlich schrecklich an, nicht in seinen guten Intentionen gesehen zu werden, sondern als potenzieller „Täter“. Vielleicht hat die Furcht im Wissen über Trauma auch mit dieser Dimension zu tun.

Enden will ich aber doch mit der Hoffnung: Ich arbeite ja just seit September 2015 in einem Institut, das sich sehr viel mit Kinder- und Jugendhilfe beschäf-



Angela Kühner erläutert die verschiedenen Arten von Trauma. © BAfF e.V.

tigt. Dort hören wir von verschiedenen Stellen, dass Fachkräfte (z.B. aus Kindergärten) Angst haben, mit traumatisierten Kindern überfordert zu werden. Das finde ich einerseits nachvollziehbar und es ist ein erfreuliches Zeichen von gewachsener Sensibilität für Vulnerabilität und das Psychische insgesamt. Andererseits ertappe ich mich gerade vor dem Hintergrund meiner langjährigen Auseinandersetzung mit Trauma dabei, dass ich immer so was denke wie: macht Euch locker, gerade die Erfahrungen von Keilson zeigen ja auch, dass es gut gehen kann. Die Familien und das Umfeld, in denen die aus heutiger Sicht schwer traumatisierten Kinder sich gut entwickeln konnten, haben wahrscheinlich intuitiv ein paar zentrale Sachen richtig gemacht, über die wir heute etwas mehr wissen.

Martin Auerbach

*Psychiater und Psychotherapeut
AMCHA Israel*

Dr. Martin Auerbach ist Psychiater und Psychotherapeut. Er war zwei Jahrzehnte in leitenden Funktionen in psychosozialen Therapiezentren in Jerusalem tätig. Seine Interessen liegen im Bereich der Behandlung von Angststörungen im Generellen und der Folgen von Traumata im Speziellen. In seiner psychotherapeutischen Entwicklung, Ausbildung und Lehrtätigkeit als Trainer und Ausbilder legte er besonderen Wert auf die Kenntnis einer breiten Vielfalt von Therapiemodalitäten – von psychoanalytischer Psychotherapie über Kurzzeittherapien, Kriseninterventionen, kognitiven, Verhaltens- und traumaspezifischen Therapien. Seit 1993 war er Psychiatrischer Konsultant in Amcha Jerusalem. Seit 2007 ist er der Klinische Direktor von Amcha Israel.



Wie können die Erfahrungen aus der Arbeit mit Holocaust-Überlebenden für die psychosoziale Versorgung traumatisierter Geflüchteter genutzt werden?

Warum lädt man jemanden ein, um darüber zu berichten, wie man Hilfe für traumatisierte Menschen anbietet, 70 Jahre nachdem ein Trauma entstanden ist? Warum ist das nach einer so langen Zeit relevant für die Thematik, die uns heute beschäftigt? Es geht um unsere Erfahrungen und daher sollte das Thema passenderweise eigentlich „Können wir aus den Erfahrungen von Anderen lernen?“ heißen. Ich werde die Erfahrungen von AMCHA vorstellen und bitte Sie, mir zuzuhören und gleichzeitig bereits zu versuchen, welche Erfahrungen für Ihre Arbeit mit Flüchtlingen, MigrantInnen und Traumatisierten heute relevant sind und was übertragen werden kann.

Zu Beginn möchte ich eine Strophe aus einem Gedicht von Richard Beer-Hofmann zeigen. Das Schlaflied für Mirjam (1897) hat mir ein Patient vor mehr als 20 Jahren empfohlen. Er war 88 Jahre alt, als er in Therapie kam, nachdem seine Frau gestorben war. Wir machten eine Krisenintervention und als sich die Frage stellte, ob wir die Therapie abschließen oder weiterführen sollten, hat er damals gesagt, dass er

mit der Weltanschauung der existenziellen Tragödie des Menschen lebe. Und die Strophe des Gedichtes verdeutlicht diese Schwierigkeit:

*„... Schlaf mein Kind, der Abendwind weht.
Weiß man woher er kommt, wohin er geht?
Dunkel verborgen die Wege hier sind.
Dir und auch mir und uns allen mein Kind.
Blinde so gehn wir und gehen allein.
Keiner kann keinem Gefährte hier sein.
Schlaf mein Kind, mein Kind schlaf ein...“*

Im Endeffekt hat mich dieser 88-Jährige, der nie zuvor in Therapie war, gefragt: „Wozu sollen wir so etwas machen? Das hat keinen Sinn. Du bist blind, ich war blind in meinem Leben, wir können einander nicht Gefährte sein.“ Er konnte sich nicht vorstellen, dass wir eine Therapie miteinander machen.

Wie können wir lernen ?

Wir lernen vor allem aus den eigenen Erfahrungen. Sie lernen aus der Erfahrung mit ihren KlientInnen, wir haben aus der Erfahrung mit unseren KlientInnen gelernt.

Eine weitere Art des Lernens ist der Erfahrungsaus-

tausch, wenn man den Anderen die eigenen Erfahrungen präsentiert und die Erfahrungen anderer registriert.

Ein besonders wertvoller Lernprozess ist meiner Meinung nach vor allem das Lernen durch einen Dialog.

Die therapeutische Arbeit mit Holocaustüberlebenden

AMCHA ist eine Organisation, die 1987 von Holocaustüberlebenden in Israel gegründet worden ist. Diese hatten das Gefühl, dass TherapeutInnen sie nicht verstehen würden oder den historischen Hintergrund nicht kannten und sie hatten oft Angst, mit TherapeutInnen über die Vergangenheit zu reden. Sie brauchten eine Organisation, dessen TherapeutInnen wussten, wie man mit Holocaustüberleben-

den spricht. Und so wurde das Zentrum gegründet. Wir sind mittlerweile Mitglied der israelischen Traumakoalition, arbeiten mit akut Traumatisierten, mit Flüchtlingen und bieten auch Therapie für andere an.

Es ist keine Ausnahme, dass die KlientInnen heute zu uns kommen, 70 Jahre nach dem Holocaust, und sagen: „Ich habe meine Lebensgeschichte eigent-

Geburtsjahr	Alter bei Kriegsende 1945	Alter derzeit 2015
Bis 1915	30 Jahre +	100 +
1915-1925	20 - 30	90 - 100
1925-1930	15 - 20	80 - 90
1930-1935	10 - 15	80 - 85
1935-1945	0 - 10	70 - 80

Abb. 6: Alter der Überlebenden (damals und jetzt)

lich nie richtig erzählt.“ Wir haben die Erfahrung gemacht, dass sehr viele Menschen nach dem Holocaust viele Jahre gewartet haben, bevor sie begonnen haben zu erzählen. Es gibt auch einen großen Unterschied in den Altersgruppen der Holocaustüberlebenden. In der Tabelle haben wir diese in zwei Farben dargestellt. Wenn Sie sich die zwei Gruppen ansehen, dann sehen Sie, dass die blau gekennzeichneten Altersgruppen die „Kinder-Überlebenden“ („child survivor“) darstellen. Das heißt sie waren am Ende des zweiten Weltkrieges jünger als 16 Jahre alt und haben die Verfolgung als Jüdinnen und Juden im Kindesalter oder in der Adoleszenz erlebt. Die grün markierten Altersgruppen umschließen eine ältere Generation, welche ganz andere Erfahrungen gemacht hat.

Ich gehe auf diesen Unterschied ein, da man anfangs in Israel bei den Holocaustüberlebenden so stark mit den Erwachsenen beschäftigt war, die Konzentrationslager, Ghettos und ähnliches überlebt haben, dass die Kinderüberlebenden eigentlich übersehen wurden. Es hat einige Jahrzehnte gedauert, bis man wahrgenommen hat, dass diese Kinder auch traumatisiert waren. Das Durchschnittsalter der Holocaustüberlebenden, die wir bei AMCHA betreuen, ist heute etwa 86 Jahre alt. Wir haben KlientInnen im Alter von 71 bis über hundert Jahren. Was mit therapeutisch in Betracht gezogen werden soll, ist nicht nur das Erlebte während des Holocausts, sondern auch, was in der Periode danach passiert ist. Es geht also um das Leben nach dem Überleben. Heute gehört es auch zum Allgemeinwissen, dass die Zeit nicht alle Wunden heilt. Das sah man vor 70 Jahren noch anders. Die deutsche und zentraleuropäische Psychiatrie war der Ansicht, dass Traumata für zwei, drei oder einige wenige Jahre ihre Folgen zeigen, und was danach kommt oder verzögert auftritt, das ist keine direkte Folge des Traumas, sondern ist auf andere Ursachen zurückzuführen. Wir wissen heute, dass es anders ist, denn die Holocaustüberlebenden

sagen uns auch nach 70 Jahren: „Das Trauma wird uns das ganze Leben lang verfolgen. Wir werden mit dem Trauma leben lernen müssen“.

Die Zeit heilt wirklich nicht alle Wunden und auch die Gesellschaft hat Veränderungen mit sich gebracht. Für die Überlebenden waren die ersten Jahre nach dem Krieg eine Krise, eine emotionale Krise, die unter anderem von Immigration oder Emigration, Neuanfang und auch Enttäuschung geprägt war. Warum? Denken Sie an die zionistische Ideologie,

die nach dem Zweiten Weltkrieg gesagt hat, dass die Juden, die überlebt haben, nach Israel kommen sollen, dass sie einen neuen Staat aufbauen sollen, eine bessere Welt. Sie erinnern sich vielleicht daran, dass etwa die Ideologie im Kibbutz war, wir schaffen eine bessere Gesellschaft. Diese Vision war für viele etwas, das ihnen enorm viel Kraft nach dem Krieg gegeben hat. Sie kamen dann nach Israel oder nach Palästina und waren dann oft relativ schnell enttäuscht. Enttäuscht davon, dass die Gesellschaft sie erst langsam voll akzeptiert hat. Sie haben sich zwar sehr schnell in das Tagesleben integriert, aber von der Bevölkerung wurden sie nicht voll anerkannt.

Die Holocaustüberlebenden, die entweder PartisanInnen waren und Widerstand geleistet haben, wurden von den Israelis geschätzt. Waren sie jedoch im Holocaust in einem Lager oder Ghetto, oder wurden verfolgt und haben sich versteckt, dann war das für viele Israelis unverständlich. Die Israelis, die im Zweiten Weltkrieg nicht in Europa waren, haben das nicht verstanden und es hat Jahre gedauert, bis diese Anerkennung stattgefunden hat. Es ist ein langsamer, gradueller Prozess, aber in den letzten zwei, drei Jahrzehnten werden Holocaustüberlebende als eigentlich sehr bemerkenswerte Menschen angesehen. Interessanterweise nicht deswegen, weil sie den Holocaust überlebt haben, sondern besonders weil sie das Leben danach gemeistert haben. Ich glaube das ist wichtig.

Die ersten zehn bis zwanzig Jahre gab es etwas, das im Englischen Conspiracy of Silence genannt wurde. Das bedeutet, dass viele Menschen nur schwer darüber sprechen konnten, was Ihnen passiert ist, es war zu schwierig. Aber wenn sie es dann wollten, hat die andere Seite ihnen oft nicht richtig zuhören können. Es hat einige Zeit gedauert, etwa bis zum Eichmann-Prozess im Jahr 1961. Damals gab es zum ersten Mal in der israelischen Öffentlichkeit sehr viele Zeitzeugen und -zeuginnen, die ausgesagt haben.

Davor war das eigentlich weniger üblich. Es hat damals also sehr lange gedauert. Es stellt sich daher die Frage, wie viele Jahre es jetzt dauert mit den aktuell ankommenden Flüchtlingen, bis man über gewisse Aspekte der Verfolgung reden kann? Zum Beispiel über sexuelle Gewalt während der Flucht, was speziell gegenüber Frauen sehr häufig ist, oder auch andere Erlebnisse, über die man noch nicht sprechen kann.

Bei alledem ist es wichtig daran zu denken, dass es bei den Betroffenen enorm viele individuelle Unterschiede gibt. Man kann schwer generalisieren. Wenn man das visuell zeigen will, dann ist das Bild von Samuel Bak ein gutes Beispiel. Er ist selbst ein Holocaustüberlebender und hat graphisch sehr schön dargestellt, wie man sich dauernd zwischen zwei Welten fühlt. Die eine Welt ist die traumatische Welt, meistens der Kindheit, mit der man weiterlebt. Und dann ist da die Welt, in der man jetzt lebt und diese Kluft zu überbrücken, einen Bogen darüber zu spannen, das ist eigentlich das, was uns psychologisch hilft. Aber auch wenn es sehr schwer ist.

Für viele war Beschäftigung das, was ihnen am meisten geholfen hat. Wenn heute Flüchtlingslager gebaut werden und die Menschen dort nicht arbeiten dürfen, dann wird ein Mechanismus geschädigt, der den Menschen hilft, mit Trauer und mit Traumata umzugehen. Viele der Holocaustüberlebenden haben sich in Überbeschäftigung gestürzt, was ihnen damals half, und jetzt, in einer Zeit, in der die Betroffenen das Alter erreichen, in der sie in Pension gehen, sehen wir, dass in diesen letzten Lebensabschnitten der Holocaustüberlebenden eine Reaktivierung von posttraumatischen Symptomen häufig auftritt. Die Erinnerung und die Trauer kommen hoch und daher haben wir heute viel mehr Personen in Therapie als früher. Und das ist etwas, das wir vielleicht auch bei den heutigen Flüchtlingen sehen werden und auch bei anderen Menschen mit traumatischem Hintergrund, dass die Bereitschaft, eine Therapie zu beginnen, erst später eintreffen wird.

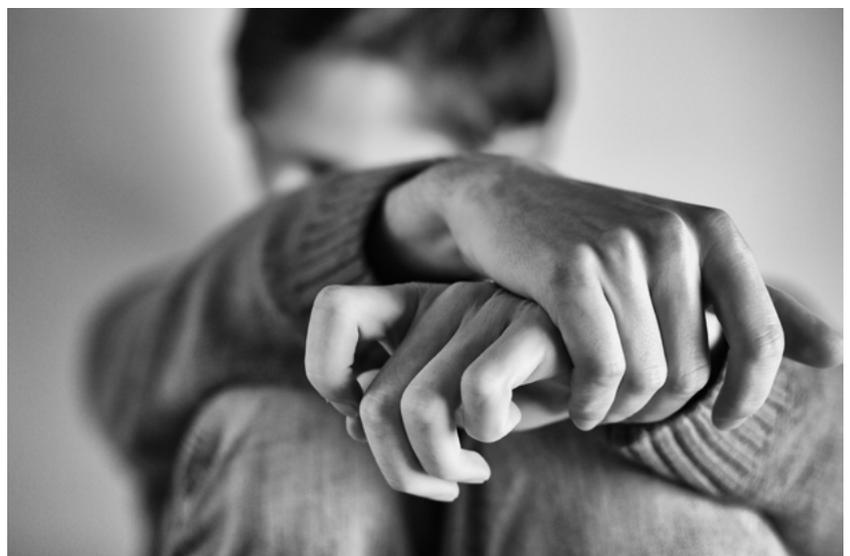
Wir wissen, dass schwere psychiatrische Erkrankungen bei Holocaustüberlebenden selten sind. Es gibt die üblichen traumatischen Folgestörungen, Depression und Angstzustände, manchmal posttraumatische Reifung, und die meisten der Überlebenden kommen mit dem Leben zurecht, sie meistern das Leben. Wir brauchen keine pessimistische Perspektive bezüglich dem, wie sie mit

Die Perioden nach dem Holocaust

1. Emotionelle Krise (1945-1950)
2. Immigration, Neuanfang (1950 +)
Enttäuschung
3. Reintegration in die Gesellschaft (1950-1980 +)
4. Alter und Regression (1980 +)
5. Anerkennung (2000 +)

dem Leben umgehen. Nicht alle brauchen psychologische Hilfe und Unterstützung. Aber viele zahlen doch einen hohen psychologischen Preis: Es gibt chronische Probleme, verzögerte Reaktionen und am Typischsten ist eine Mischung aus Vulnerabilität und Resilienz. Dann sieht man so einen Menschen, der oft lustig ist und alle sagen, dass er ein sehr geselliger Typ ist und wenn man dann in der Therapie mit ihm spricht, dann sagt er: „eigentlich habe ich mich nie richtig gefreut.“ Und man merkt es erst, wenn man näher an den Menschen rangeht und ihn kennenlernt.

Die häufigsten Symptome sind vor allem Schlafstörungen, Ängste, Schuldgefühle und Geheimnisse. In vielen Familien von Holocaustüberlebenden gab es Geheimnisse, da wurde nicht erzählt, dass Kinder im Zweiten Weltkrieg umgekommen sind und wenn dann Kinder in der neuen Familie geboren wurden, dann wussten sie oft nicht, dass sie Halbbrüder oder Halbschwestern hatten. Das sind Sachen, die oft erst viel später rauskommen. Kinderüberlebende haben eine ganz andere Spezifität der Folgen, vor allem in Form von Identitätsproblemen, Einsamkeit und



Oft fällt es Überlebenden schwer, über Erlebtes zu sprechen.
(© Lichtsucht / photocase.de)

1. Schwere psychiatrische Erkrankungen – selten
2. Traumatische Folgestörungen (PTBS) – **typisch**
3. Depressionen und Angstzustände – **typisch**
4. Posttraumatische Reifung – manchmal

Angst vor erneutem Verlassen werden. Das Trauma der Kinder war der Verlust der Eltern, das verfolgt sie ihr ganzes Leben. Viele Kinder können sich nicht mehr an die biologischen Eltern erinnern, viele Kinder waren in Verstecken, mussten ihre Identität ändern, was natürlich auch schwierig war, oder sie kamen durch den Kindertransport nach England oder wo auch immer hin.

Wenn wir dann auf heute blicken stellt sich die Frage, wie wir das Gelernte auf andere Situationen übertragen können, wie können wir einen Erfahrungsaustausch umsetzen? Ein Beispiel hat Nathan Durst, mein Vorgänger, in einem Artikel geschrieben. Er berichtete darin, dass der Botschafter von Rwanda ihm gegen Ende der 1990er Jahre die folgende Frage stellte: „Was sollen wir mit all den traumatisierten Kindern in Rwanda machen, jetzt nach dem Völker-

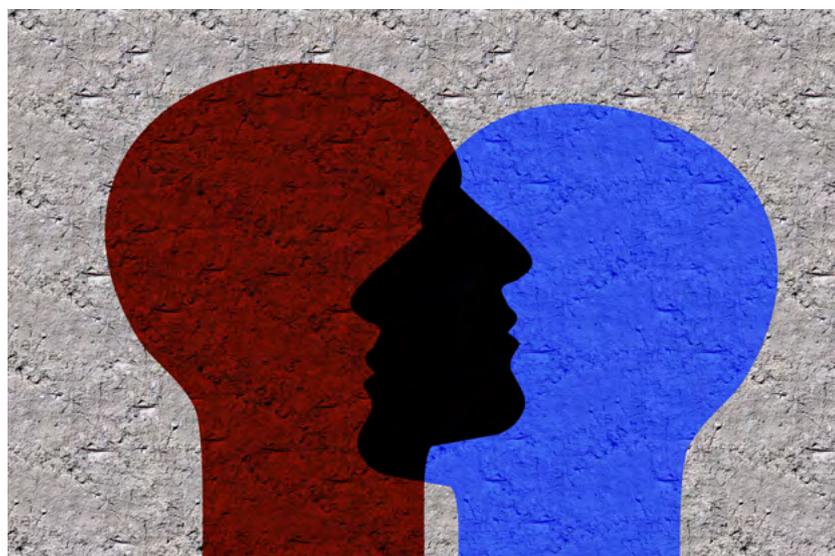
mord, um eine Situation zu vermeiden, mit der Sie sich jetzt, 50 Jahre später, bei AMCHA beschäftigen?“ Die Antwort von Nathan Durst war die folgende: „Sehr geehrter Herr Botschafter. In modernen Kriegen sind Kinder die wahren Verlierer. Es gibt kein Zuhause mehr, wenn sie zurück in die Gesellschaft kommen, und sie haben das Bedürfnis, gewollt zu sein und beschützt zu werden. Ihre Gefühle müssen respektiert und verstanden werden, ihre Erfahrungen und Erinnerungen gehört werden, selbst wenn sie nicht ausgesprochen werden. Bitte verstehen Sie, dass wenn sie nur in Wut schreien, dass sie ihre Tränen vergossen und die Worte vergessen haben, um ihren inneren Schmerz auszudrücken. Um wieder zu werden, wer sie wirklich sind, brauchen sie Hilfe. Hilfe, um zu lernen und zu akzeptieren, was ihnen passiert ist, in einer Umgebung, die die individuellen Unterschiede respektiert und ihre Verluste und traumatischen Erfahrungen von früher und deren Auswirkungen auf heute versteht. Vielen Dank Ihnen. Indem Sie diese Frage gestellt haben, weiß ich, dass Sie die Kinder nicht vergessen werden.“

Es ist eine sehr schöne Antwort, weil sie zeigt, wie man Erfahrungen von einer Gruppe auf eine andere übertragen kann. Das sind keine praktischen Vorschriften, Leitlinien oder klare Vorgaben, sondern Grundgedanken.

Lernen durch Dialog

Vor einem Jahr sind wir in einen Dialog zwischen israelischen TherapeutInnen von AMCHA und der Israelischen Trauma-Koalition und den KollegInnen aus Deutschland getreten. Wir wollten uns treffen und diskutieren, wie wir voneinander lernen können. Und obwohl wir verschiedene KlientInnengruppen ha-

ben, haben wir sehr schnell gemeinsame Grundelemente gefunden. Wir wollen diese Grundelemente identifizieren und praktische Empfehlungen herausarbeiten. Recognition ist das erste Grundelement. Es ist die Anerkennung, eine Bestätigung, ein Erkennen, aber auch ein Wiedererkennen, eine Beachtung. Das zweite Element ist Community, das ist eine Gemeinde, Gemeinschaft, Gemeinsamkeit oder Gemeinwesen. Das sind zwei ganz zentrale Grundvoraussetzungen, wenn wir psychosozial helfen wollen. Diese Grundvoraussetzungen sind aber am Anfang oft nicht oder nur in Teilen gegeben. Ein Teil unserer Aufgabe ist es, diese Grundvoraussetzungen zu schaffen oder sie zu fördern.



Über einen gemeinsamen Dialog kann viel voneinander gelernt werden.
(Foto von geralt, CCo Public Domain / pixabay.com)

Bei Recognition geht es um die Anerkennung von Rechten. Dazu gehört die Bereitstellung der Grundversorgung, Sicherheit, Anerkennung des erlebten Leidens. Sie haben gesehen, dass das in Israel teilweise Jahre gebraucht hat. Das Recht, angehört zu

Recognition

- Anerkennung
- Bestätigung
- Erkennung
- Wiedererkennen
- Beachtung

Community

- Gemeinde
- Gemeinschaft
- Gemeinsamkeit
- Gemeinwesen

werden, Zeugnis abzulegen, das Recht eine unterstützende Gemeinschaft aufzubauen, das Recht psychosoziale Betreuung und Psychotherapien zu bekommen, dass die Menschenrechte respektiert werden. Dass die kulturellen und religiösen Hintergründe und das Bedürfnis von Kontinuität gewahrt werden, das ist etwas, das in Israel auch anfangs sehr schwierig war. Israel war eine Gesellschaft die gesagt hat, dass Integration am besten durch den Grundsatz eines Schmelztiegels funktioniert. Neuankömmlinge sollten ihre kulturelle Vergangenheit auf die Seite stellen und die neue Sprache lernen, sie sollen hebräische Vornamen annehmen und man hat den Kindern, die den Holocaust überlebt haben, gesagt, dass sie die Vergangenheit vergessen sollen.

In manchen Kibbutzim hat man diese Kinderüberlebenden, die meisten von ihnen Waisen, in einer Runde um ein Lagerfeuer gesetzt und jeder hat seinen Vornamen auf einen Zettel aufgeschrieben und dann ins Lagerfeuer geworfen. Ihnen wurde dann gesagt, dass sie auf einem anderen Zettel einen neuen hebräischen Namen aufschreiben sollen und dadurch zu diesem neuen Menschen wurden. Das hat vielen geholfen. Aber wir wissen heute auch durch Gespräche mit Holocaustüberlebenden, wie schwierig es danach für sie war, Kontakt zu ihrer Vor-Holocaust-Identität zu finden. Wir wissen heute aus diesen Erkenntnissen, dass wir von Anfang an diese kulturellen und religiösen Hintergründe respektieren, bewahren und pflegen sollen, und dadurch Bedürfnisse und Kontinuitäten bestätigen können. Und wir müssen wahrnehmen, wie sich diese spezielle Belastung durch Verlust, Trauer, Migration etc. auswirken kann und respektieren, dass jeder Betroffene nun individuell seinen unterschiedlichen Weg geht, und auch das Recht hat, in der Gastgesellschaft so akzeptiert zu werden.

brauchen wir eine Gemeinschaft. Wir brauchen alle eine Gemeinschaft, besonders, wenn wir Traumata bewältigen müssen. Daher sind Gemeinden eine Grundvoraussetzung für die psychosoziale Versorgung. Wir hören darüber, dass es um Vorurteile abzubauen für die Gastgesellschaft am besten ist, indem wir die Flüchtlinge so weit es geht auf alle Orte verteilen. Das ist zwar gut für die Gastgesellschaft, aber nicht immer für die Flüchtlinge. Wenn sie in dem Ort, in dem sie ankommen, keine eigene Gemeinde aufbauen können, dann können sie auch keine Brücken zu ihrer Gastgesellschaft bauen, ohne ihre Identität und Kontinuität in Gefahr zu bringen.

Durch die Teilhabe an einer Gemeinschaft können sie traumatisierte Menschen mit ähnlichen Erfahrungen und Schicksalen begegnen, an Aktivitäten teilnehmen, von Passivität in die Aktivität übergehen, Einsamkeit und Isolation verringern, Trauma überwinden und dann den Lebenselan zurückbekommen. Die Kontinuität mit der Vergangenheit ermöglicht so die Offenheit für Gegenwart und Zukunft. Das ermöglicht dann den MigrantInnen und Flüchtlingen, die neue Sprache und Kultur kennenzulernen. Habe ich eine eigene Gemeinde, kann ich offen in der Gastgesellschaft sein, und kann so auch Respekt für die



Bezüglich Community: Um eine traumatische Vergangenheit zu heilen,

In einer Community können traumatische Erfahrungen besser verarbeitet werden. (Foto von albert 69, CCo Public Domain / pixabay.com)

Presence

- Anwesenheit
- Gegenwart
- Präsenz
- Dabeisein
- Dasein [Anwesendsein]

Grundwerte meines neuen Landes entwickeln, Wenn man keinen Respekt für seine Person erfährt, wie soll man Respekt für die anderen, neuen Grundwerte entwickeln? Erst wenn gegenseitiger Respekt entsteht kann die Verbindung zwischen den Flüchtlingsgemeinschaften und der neuen Gesellschaft aufgebaut werden. Und auch wir Helfenden brauchen eine Gemeinde, eine Gemeinschaft um Burnout, Pessimismus und sekundäre Traumatisierung zu mindern. Das bedeutet wir brauchen Supervision, regelmäßig Teamtreffen und wir müssen Erfahrungen austauschen können.

Ein dritter Faktor, der uns bewusst geworden ist:

Die Erfahrung des Gesichts des Anderen

Ich möchte Ihnen die Arbeit von Emanuel Levinas nahelegen. Er spricht von der Erfahrung des Gesichts des Anderen. Emanuel Levinas war ein religiöser Jude und Philosoph aus Litauen, der in Frankreich gelebt hat. Er hat geschrieben: „Die Erfahrung des Anderen ist radikale Begegnung. Sie zeigt auf eine elementare Ebene der Zwischenmenschlichkeit, in der der Eine dem Anderen begegnet und sich selbst dieser Begegnung stellt, ausliefert, sich verletzlich macht und sich vom Anderen und dessen Verletzlichkeit und Schutzlosigkeit zutiefst berühren lässt...“ Er hat gemeint, dass wenn man den Anderen begegnet und ins Antlitz schaut, dann gehe man auch aus sich selber heraus, man verlasse seine Komfortzone. Eine der Konsequenzen ist, dass wenn wir den Anderen wirklich begegnen, wir dann in seiner Schuld stehen. Und was meint er damit? Wenn wir dem Anderen und seinem Leid begegnet sind, dann ist unsere Schuldigkeit die, dass wir verpflichtet sind alles zu tun, dass wir den Blick nicht abwenden und die Bedürfnisse des Anderen anerkennen. Und daher ist die Erfahrung des Gesichtes des Anderen, die Erfahrung des Guten, und als Konsequenz die Möglichkeit jemandem Gutes zu tun.

Was machen wir in der Organisation AMCHA mit den Holocaustüberlebenden seit 30 Jahren? Wir bieten vor allem Psychotherapie an. Es gibt auch interge-

Diese Treffen waren für uns alle emotional schwer. Es sind bei diesen Partnertreffen Israelis mit Deutschen zusammen gekommen. Alles KollegInnen mit viel Offenheit und Interesse voneinander zu lernen. Die Themen, die angesprochen wurden, waren schwierig. Berichte von der therapeutischen Arbeit mit Holocaustüberlebenden, die für viele von uns Betroffenheit ausgelöst haben.

Dann hat David Becker uns berichtet, wie er versucht, Kindern im Gazastreifen zu helfen. Und die Beschreibung der Situation der Kinder war teilweise für die israelischen TeilnehmerInnen schwer zu hören. Daraufhin hat eine andere Kollegin erzählt, wie sie und ihre Organisation den evakuierten, jüdischen SiedlerInnen aus dem Gazastreifen helfen. Auch das war schwierig zu hören, da einige das Gefühl hatten, dass die Siedler im Gazastreifen eine problematische Rolle hatten, bevor sie zum Verlassen gezwungen wurden. Und dann haben wir auch von anderen leidenden Menschen berichtet bekommen, und haben immer wieder bemerkt, wie schwer es ist, präsent zu sein oder zu bleiben, wie schwer es ist, zuzuhören, wenn wir von dem Leid anderer hören.

nerationelle Programme und die Möglichkeit einer Dokumentation der Lebensgeschichten. Es ist enorm wichtig, dass heute die Lebens- und Leidengeschichten sehr frühzeitig dokumentiert werden und wir nicht wie bei Holocaustüberlebenden vierzig oder fünfzig Jahre warten bis das passiert. Wir machen Hausbesuche für gebrechliche Überlebende. Es gibt psychosoziale Klubs, die die ganze Woche den Überlebenden vielfältige Programme und Gruppenaktivitäten anbieten. Für die Überlebenden sind diese Klubs „ein zweites Zuhause“. Die Überlebenden brauchen eine Gemeinde, sie brauchen Anerkennung und eine Gemeinschaft. Wir machen auch Resilienz-Trainings und Interventionen in Israel und im Ausland für von Traumata Betroffenen.

Um noch einmal auf das Schlaflied vom Anfang zurückzukommen: Nachdem mein Klient gesagt hat: „Blinde so gehen wir und gehen allein. Keiner kann keinem Gefährte hier sein“, habe ich ihn gefragt, ob er vielleicht doch noch mit mir weiter reden will. Er sagte, dass er nicht wisse, ob Psychotherapie etwas für ihn bringe, aber es gäbe doch einige Sachen, welche er in seinem Leben nicht verarbeitet habe. Seine Therapie hat dann noch bis zum Alter von 94 Jahren angedauert und wir haben noch regelmäßigen Kontakt gehabt bis er 100 Jahre alt war und gestorben ist. Obwohl er eigentlich so pessimistisch war, war

ein Kontakt in bestimmter Weise und mit gewissen Grenzen möglich, obwohl der Altersunterschied zwischen uns 50 Jahre betrug.

Natürlich findet man bei jedem Einzelnen eine individuelle Geschichte. Seine Geschichte will ich ganz schnell umreißen: Er lebte in Wien und war verheiratet. Im Jahre 1940 oder 1941 hatte er den Tipp bekommen, dass er und sein Bruder auf einer Liste stünden und am folgenden Tag von der Gestapo abgeholt werden würden. Er empfahl ihm und seinem Bruder wegzulaufen. Seine Eltern waren schon in hohem Alter, konnten selbst nicht flüchten, aber sagten, dass die Söhne noch vor Ende der Nacht fliehen sollten, bevor sie in der Frühe von der Gestapo abgeholt werden würden. Die Söhne wollten ihre Eltern nicht zurücklassen. Die Diskussion ging die halbe Nacht und am Ende drängten die Eltern darauf, dass die Jungs fliehen. Die beiden flohen. Noch ein, zwei Jahre hatten sie Kontakt mit den Eltern und danach brach der Kontakt ab. Die Eltern wurden im Holocaust ermordet. Er sagte, dass die existenzielle Tragödie war, dass er seinen Eltern nicht helfen können, dass er vielleicht falsch gehandelt habe. Und dann haben wir gemeinsam einen Film mit einem Interview mit Viktor Frankl gesehen. Dieser war zur selben Zeit in Wien und hatte ein Zertifikat, um nach Amerika auszureisen. Jedoch blieb er in Wien, um seine Mutter zu retten. Sie kam ins Konzentrati-



Martin Auerbach bei seinem Vortrag über die Erfahrungen in der psychosozialen Arbeit mit Holocaust-Überlebenden. (© BAfF e.V.)

onslager und starb dort. Und auch er selber kam ins Konzentrationslager, und überlebte. Nach dem Film sagte mein Klient: „wie man es macht, man weiß es nicht im Vorhinein, was richtig ist“. Für ihn bestätigt das seine Sicht einer existenziellen Tragödie, die im Gedicht „Schlaflied für Miriam“ mit der Metapher der Blindheit ausgedrückt wird.

Levinas hat gesagt, wir sollen das Antlitz des Anderen sehen und den Blick nicht abwenden. Und was Levinas meint, ist, dass wenn wir den Blick nicht abwenden, wenn wir den Anderen ins Gesicht sehen, dann nicht mehr blind sind, dann sehen wir. Und dann können wir dem Anderen auch Gefährte sein, und möglicherweise auch helfen.

Psychosoziale Unterstützung von Geflüchteten – was ist hilfreich?

ExpertInnenrunde aus der Praxis der psychosozialen Zentren:

mit

- Dietrich Koch, Psychotherapeut, XENION
- Doro Bruch Sozialarbeiterin, XENION
- Adam Bahar, politischer Aktivist aus dem Sudan
- Berenice Böhlo, Rechtsanwältin
- Ursula Voßhenrich, Mentorin

Moderation: Prof. Dr. Brigitte Geißler-Piltz, Supervisorin XENION, Vorsitzende DGSv



Doro Bruch: Politische Sozialarbeit

Doro Bruch, Sozialarbeiterin bei XENION, beschreibt ihren Arbeitsalltag im Zentrum:

„Ich berichte mal von einem typischen Mittwochmorgen: Um 9 Uhr öffnet die Beratungsstelle und eigentlich arbeiten wir nur mit Terminvergabe. Ich komme an und im Wartesaal sitzen bereits vier Personen, die keinen Termin haben. Und ab da ist klar: es wird ein langer Tag. Ich lasse mir den Ausweis zeigen von der Person, die den Termin hat und ich lasse mir auch die Ausweise zeigen von denen, die keinen Termin haben. Und dann muss ich entscheiden, wie viel Zeit ich für eine Person habe.“

Sie lasse sich die Ausweise der KlientInnen zeigen, auf Grund dessen sie *„mehr über den Flüchtling und seine Perspektive weiß, als er selbst“*. Sie könne sehen, ob ihr Klient oder ihre Klientin aus einem sicheren Herkunftsland komme, ob das Verfahren beschleunigt wird, ob die Person geduldet ist, welche Sozialleistungen beansprucht werden können und auf welche Art der Unterbringung die Person Anspruch hat. *„Ich habe innerhalb von zehn Minuten im Prinzip eine Ahnung über seine Perspektive für das nächste halbe, dreiviertel Jahr – wovon der Flüchtling vielleicht weiß, vielleicht aber auch nicht weiß“*, beschreibt die Sozialarbeiterin. Sie erzählt von den hohen Erwartungen, die an sie, an XENION und auch an andere Flüchtlingsberatungen gestellt würden und dass man nur mit einem großen Netzwerk und einer guten interprofessionellen Zusammenarbeit realistische Chancen habe zu helfen.

„Was ist erfolgreiche Sozialarbeit? Ist es erfolgreich, wenn wir einen Aufenthalt erwirken, weil wir es geschafft haben aufgrund der Hilfe der RechtsanwältInnen zuerst einmal den Abschiebetermin herauszuschieben, dass wir die Person irgendwie noch in

die Psychiatrie gekriegt haben, um die Frist zu übergehen? Ist es erfolgreiche Sozialarbeit, die Leute so zu stabilisieren, dass sie nicht zusammenbrechen, dass sie nicht ‚freiwillig‘ ausreisen?“ fragt Doro Bruch und fügt die Antwort hinzu: *„Erfolgreiche Sozialarbeit ist für mich nur die Veränderung des Systems.“* Dies habe unterschiedliche Ebenen und solle Direkthilfe im Einzelfall, Öffentlichkeitsarbeit, Schulungen, Skandalisierung und Sensibilisierung der Öffentlichkeit durch die verschiedenen Professionalitäten, umschließen. In den Augen der Sozialarbeiterin sei es wichtig, sich zu fragen *„in welchem Europa leben wir, in welcher Welt leben wir? Das ist ein Europa das Krieg gegen Flüchtlinge führt. Ich mache es fest an Schlagworten, das ist die europäische Abwehrpolitik im Mittelmeer, das ist Frontex, das ist der ausgelagerte Schutz an die Türkei, an Maghreb, das sind all die Prozesse, die jetzt gerade greifen, die dieses Jahr beschlossen worden sind und deren Auswirkungen fatal sind“*.

Doro Bruch schließt mit dem Appell, dass wir besser verstehen müssten, was hier passiere und radikaler in der Arbeit werden müssten.



Berenice Böhlo, Doro Bruch und Adam Bahar sprachen als ExpertInnen über ihren Erfahrungen in der Arbeit der psychosozialen Zentren. (© BAfF e.V.)

Berenice Böhlo: Rechtslage von Geflüchteten

Die Moderatorin Birgitte Geißler-Piltz umreißt die Komplexität des deutschen Asylrechts und die Schwierigkeit, im Angesicht der beständigen Gesetzesänderungen, einen Überblick über die Gesetzeslage zu bewahren. Die Rechtsanwältin Berenice Böhlo stimmt ihr darin zu und erweitert das Problem noch: Der Bereich der psychosozialen Gesundheit von Geflüchteten sei insbesondere komplex, da die gesundheitliche Situation von Geflüchteten „vom Recht mehr oder weniger als Einzelfall tituliert werden“. Dies bedeute, dass „grundsätzlich erst einmal angenommen wird, dass alles in Ordnung sei. Wenn dann ausnahmsweise eine ärztliche Stellungnahme vorgelegt wird, dann wird geschaut, was da eigentlich gesundheitlich mit der betroffenen Person ist“.

Die Rechtsanwältin führt folgendes Beispiel an: „Ein syrischer Vater sitzt bei mir im Büro mit seinen zwei Söhnen, seine Frau ist noch in Aleppo – und wir wissen, wie es in Aleppo aussieht. Die Kinder sind am Ende ihrer Kraft. In so einer Situation brauche ich dennoch ein psychologisches Attest, um das Auswärtige Amt mit ganz viel Mühe dazu zu bewegen, den Fall dieser Mutter vorzuziehen. Das ist natürlich eine Absurdität, weil man braucht natürlich kein Attest, um zu wissen, dass die Kinder unter der Situation leiden und dass es besser für sie wäre, wenn ihre Mutter bei ihnen wäre.“

Sie erklärt weiter, dass dies keine Ausnahme sei und dass die tatsächliche Realität in den wenigsten Fällen anerkannt würde. „Die meisten Flüchtlinge haben traumatische Erfahrungen gemacht, sei es im Herkunftsland oder sei es unterwegs. Man geht von bis zu fünfzig Prozent Traumatisierung aus, das heißt, es wäre jeder zweite Geflüchtete betroffen. Das spiegelt sich aber in keiner Weise in den gerichtlichen Verfahren wider“, was, so Böhlo, unter anderem auf den Mangel an spezialisierten psychosozialen Zentren und den langen Wartezeiten für einen Termin beim Sozialamt oder eine Kostenübernahme zurückzuführen sei. Sie führt fort: „Diese ganzen Mühen des

Alltags kommen im gerichtlichen Verfahren nicht vor und interessieren auch die meisten Richter nicht. Da werden vollkommen überzogene Anforderungen an die psychologischen Stellungnahmen gestellt. Und der Richter hat für sich das Gefühl, dass es vollkommen in Ordnung sei, was er macht, weil der Trauma-Fall ja sozusagen der Einzelfall ist. Die tatsächliche Situation, die wir alle erleben, und die Rechtssituation passen in keiner Weise zusammen.“

Berenice Böhlo beschreibt die Auswirkungen des Dublin-Systems auf ihre Arbeit und weist daraufhin, dass Deutschland aufgrund des riesigen Bürokratie-Apparates jährlich lediglich 2.000 Personen an andere EU-Mitgliedsstaaten zurückverweisen könne. „Eineinhalb Jahre lang geht es nicht darum, was diese Menschen erlebt haben oder warum sie hergekommen sind. Es geht nur darum, welcher europäische Staat zuständig ist. Und das wird natürlich deutlich, wenn MandantInnen zu mir ins Büro kommen und mir Unterlagen vorlegen, etwa einen Haftbefehl. Ich muss dann sagen, dass mich das gar nicht interessiert, dass ich das nicht brauche, dass sie mir das nicht vorlegen müssen. Wir müssen erstmal dazu kommen, dass sie nicht nach Bulgarien oder wohin auch immer zurückgeschickt werden. Über die Erlebnisse und die anderen Geschichten können wir dann vielleicht in zwei Jahren sprechen.“

Die Fristen seien sehr kurz – auch wenn sie jemanden vor sich sitzen habe, der seine Geschichte erzählt, so könne Böhlo nur die wichtigsten Fakten abscannen und mit einem kurzen Überblick vertrösten: „Da hast du einen Bescheid, übermorgen ist die Frist, vielen Dank, auf Wiedersehen, wir sprechen uns in zwei Monaten“. Dies sei sehr schwierig für die betroffene Person. „Subjektiv haben sie dann das Gefühl, sie können jederzeit abgeschoben werden, weil das ja in dem Brief steht. Das ist zwar erstmal nicht richtig so, aber so wird es ihnen vermittelt. Und das macht unsicher.“

Adam Bahar: Politischer Aktivismus

Adam Bahar ist politischer Aktivist aus dem Sudan. Er lebt seit 2012 in Deutschland im Exil, da er sein Herkunftsland aufgrund von politischer Verfolgung verlassen musste. Bahar spricht davon, wie Menschen vor Krieg und Gewalt fliehen, wie sie sich auf eine lange und beschwerliche Reise begeben, das Mittelmeer überqueren und ihr Leben riskieren. „Das alles machen sie, um dann, wenn sie es endlich nach Deutschland geschafft haben, Monate oder sogar Jahre in einem Flüchtlingslager auf eine Perspektive zu warten. Auf eine Möglichkeit, ein Leben in Deutschland zu beginnen.“

Bahar erzählt über die rassistischen Strukturen in Deutschland und wie er diese persönlich erlebt. „Manchmal kommt es mir so vor, als ob in Deutschland alle für die Rechte von Tieren kämpfen. Aber für die Rechte von Geflüchteten kämpfen wenige. Sie werden einfach missachtet.“ Gerade die aktuelle Unterscheidung von Fluchtgründen und dem Herkunftsland sieht Bahar kritisch. Fliehe man vor einem Krieg, wie derzeit die SyrerInnen, die nach Europa kommen, so heiße Europa und Deutschland diese Willkommen. Komme man aus einem afrikanischen Land oder als Migrant nach Deutschland, mit der Hoffnung auf eine bessere Perspektive, so sei man nicht willkommen. Konfrontiert mit dem deutschen und europäischen Asylsystem, begann Bahar schon bald nach seiner



Berenice Böhlo erfährt die Auswirkungen der Dublin-Regelungen täglich in ihrer Arbeit als Rechtsanwältin für geflüchtete Menschen. (© BAfF e.V.)

Ankunft in Deutschland, für die Rechte von Geflüchteten zu kämpfen. Er lobt die Solidarität und Hilfe vieler Menschen. „Aber es ist sehr wichtig, dass wir Geflüchteten uns selbst für unsere Rechte einsetzen. Wir müssen selbst für das kämpfen, was wir erreichen wollen. Und dafür, Rechte zu bekommen. Wir müssen ständig für diese Rechte kämpfen.“

Der Aktivist hat mit hunderten Anderen anderthalb Jahre auf dem Oranienplatz campiert, die Protestmärsche von Würzburg nach Berlin und von Strasbourg nach Brüssel mitorganisiert und hält regelmäßig Vorträge. Auch auf seinen persönlichen Blog See Sudan (<https://seesudan.wordpress.com/>), weist Bahar hin, auf welchem er über die politische Situation im Sudan aufmerksam machen und damit die Menschen im Sudan unterstützen möchte. Mit den letzten Worten seines Vortrages betont Adam Bahar die Tragweite politischer Arbeit und dass diese aktiv weitergeführt werden müsse, um Geflüchtete in Deutschland zu unterstützen. Man solle nicht darauf warten, dass Politiker etwas ändern, es sei Solidarität, welche den Unterschied mache, so der Aktivist. Unterschiedliche Menschen, ob SozialarbeiterInnen, ÄrztInnen oder RechtsanwältInnen, müssten auf verschiedensten Ebenen zusammenarbeiten, denn nur, wenn wir zusammen kämpfen, so schließt Bahar ab, können wir Veränderung erreichen.



Adam Bahar und Moderatorin Brigitte Geißler-Piltz. Bahar berichtete von seinen persönlichen Erfahrungen und stellte Forderungen aus seiner politischen Arbeit vor. (© BAfF e.V.)

Ursula Voßhenrich: MentorInnenschaft

Die Mentorin Ursula Voßhenrich beschreibt das System von Mentorenschaft und Menti als in Teilen zwiespältig. Auf der einen Seite müsse man sich die Frage stellen, wieso die Aufgaben von MentorInnen oftmals in den Arbeitsbereich von SozialarbeiterInnen fielen und wieso nicht genügend Gelder zur Verfügung gestellt würden, um eine professionelle Unterstützung sicherzustellen. Auf der anderen Seite habe „dieses Ehrenamtliche eine eigene Qualität, die man einfach nicht mit bezahlten professionellen Stellen ersetzen kann, weil es der Link in die Zivilgesellschaft ist“. Sie sagt, dass sie nicht davon ausgeht, „dass die TherapeutInnen und SozialarbeiterInnen die Flüchtlinge zu ihrem Geburtstag oder einfach zu sich nach Hause einladen. Diese Privatheit, also der Link in das private Leben in Berlin ist natürlich eigentlich nur über dieses System Ehrenamt möglich“. Dennoch, erklärt Voßhenrich, entstehe durch die Hilfeleistung die sie leiste ein gewisses Ungleichgewicht in der Beziehung zu ihrem Menti.

Mit der Zeit könne sich jedoch auch eine Freundschaft zwischen den beiden entwickeln. „Man unternimmt Sachen, die Spaß machen, lernt einen Menschen kennen und besonders spannend ist es natürlich auch wenn man plötzlich einen ganz anderen Blick auf das eigene Leben kriegt, wie guckt denn ein junger afghanischer Mann eigentlich auf unser Berliner Alltagsleben, sei es so banale Dinge wie warum heißt der Alexanderplatz ‚Alexanderplatz‘? Solche Fragen kriegt ich auch manchmal gestellt und denke dann ‚oh, darüber habe ich eigentlich noch nie nachgedacht‘. Es ist von daher auch irgendwie eine Bereicherung, weil man selber auch einen neuen Blick auf gewisse Dinge bekommt“. Kinobesuche, oder Ausflüge in den botanischen Garten, durch gemeinsame Unternehmungen finde man manchmal erstaunliche Gemeinsamkeiten und die Begriffe Mentor und Menti würden nicht länger greifen.



Ursula Voßhenrich und Moderatorin Brigitte Geißler-Piltz sprechen über die positiven Erfahrungen, aber auch über die Herausforderungen einer MentorInnenschaft. (© BAfF e.V.)



Dietrich Koch erzählt aus seiner mittlerweile 30jährigen psychotherapeutischen Arbeit mit Geflüchteten. (© BAfF e.V.)

Dietrich Koch:

Psychosoziale Versorgung von Geflüchteten

Dietrich Koch, Psychotherapeut bei XENION, blickt auf sein professionelles Leben zurück und beschreibt es schmunzelnd als „die schlimmsten 30 Jahre meines Lebens, aber ich möchte sie nicht missen“. Nicht nur habe es damit zutun, dass er in diesen Jahren sehr viel von den Menschen, denen er begegnet ist, gelernt habe, auch weil sich sein Blick auf das Leben geändert habe. „Ich kann mich an einen Klienten erinnern“, erzählt Koch, „der mir irgendwann in der Bilanz der zwei Jahre, die wir miteinander verbracht haben, gesagt hat, ich hätte ihm fünfzehn Jahre Krieg von den Schultern genommen“. Dies seien Momente, die ihn tief berührten und dankbar machten. Der Psychotherapeut beschreibt Begegnungen mit Menschen, welche ihre Familien im Mittelmeer verloren haben und KlientInnen, mit welchen er wochenlang nur getrauert habe. Im Angesicht der aktuellen Situation überschleiche ihn Angst um die Zukunft die man mit den Geflüchteten teile, da sei die deutsche Kanzlerin auf der einen Seite, die die Willkommenskultur verheißt und der Innenminister auf der anderen Seite, der zwei Tage später das Asylpaket II auf den Tisch stellt, „was uns die Möglichkeit den Menschen zu helfen noch weiter einschränkt, das sind Dinge, da muss ich sagen, da leide ich“, so Dietrich Koch.

Auf die Frage aus dem Publikum, wovon es bei einer psychologischen Stellungnahme abhängt, dass Geflüchtete nicht abgeschoben würde, erklärt der Psychotherapeut, dass er seine Stellungnahmen immer im Hinblick darauf geschrieben habe, einen Richter zu überzeugen, sich einen Fall anzuschauen, denn letztlich seien es die Richter, die die letzte Entscheidung hätten. Es seien nur drei seiner geschätzten 2.000 KlientInnen der letzten 20 Jahre abgeschoben worden, welches aber nicht zwangsläufig mit den Stellungnahmen zusammenhänge, sondern damit, dass „dass es gelingt in den Verfahren die Tragweite der persönlichen Geschichte deutlich zu machen und zwar in einer Weise deutlich zu machen, dass ein Richter, oder ein Einzelentscheider beim Bundesamt das versteht, nachvollzieht und dass es in einer Weise geschrieben ist, dass er auch bereit ist, das zu akzeptieren und darum geht es eigentlich“. Er schreibe

weder für ein Gerichtsverfahren noch für einen Aufenthalt, so Koch, hingegen „kläre ich meine Klienten dahingehend auf, dass es auch nicht um ihren persönlichen Vorteil geht bei der Geschichte, sondern darum, dass er ein Zeitzeuge ist für Menschenrechtsverletzungen und Verfolgungen in seinem Land und dass er als dieser Zeuge die Pflicht hat unsere Behörden, die sich damit befassen müssen, aufzuklären. Er sage ihnen immer, dass sie „in diese Anhörung nicht als Asylbewerber gehen, als einer der sich hinstellt für seinen Aufenthalt, sondern ihr geht hinein als ein Zeitzeuge der Anklage erhebt gegen Menschenrechtsverletzungen und die undankbaren Zustände in seinem Heimatland. Und das tut ihr nicht für euch, sondern für die, die nach euch kommen“.

Zuletzt erzählt Dietrich Koch von seiner Begegnung mit einer Gruppe von Geflüchteten vom Oranienplatz. Einer von ihnen hätte zu Koch gesagt: „wir werden es erreichen, dass die Menschen uns hören, wir werden es erreichen, dass sie uns unterstützen.“ Diese Worte hätten den Psychotherapeuten in seine eigene Jugend zurückversetzt, denn er selbst hätte lange Zeit das selbe geglaubt, doch hatte er seine Hoffnung mit den Jahren verloren. Als die Situation am Oranienplatz stagnierte, viele perspektivlos waren und auf die Zukunft hofften, da sagte eine anderer der Geflüchteten, in Antwort auf die Frage was man erreicht habe, dass sie gemeinsam einen Weg erfunden hätten, wo keiner war. „Das fand ich wunderschön“, so Dietrich Koch, „und es hat mir das Herz geöffnet. Das sind die Formen von Solidarität die wir brauchen. Ich baue da nicht auf unsere Politiker. Die politische Klasse hat sich in eine andere Richtung wegbewegt, denn die Musik spielt die AfD. Aber ich baue auf die Zivilgesellschaft, ich baue auf die Leute, die eben wissen, dass wir schon viele Flüchtlingswellen hatten, angefangen von den Hugenotten im 17. Jahrhundert, über die Nachkriegsflüchtlinge und über die Neunziger Jahre und dass es gelungen ist die Menschen zu integrieren, ohne dass der Staat da viel dazu getan hat, das haben alle gemacht und das ist das was mich ermutigt auch heute weiter zu machen.“

HeilberuflerInnen zwischen Politik und Hilfe – Wie politisch muss psychosoziale Arbeit sein?

Podiumsdiskussion mit

- Elise Bittenbinder, BAfF e.V.
- Usche Merk, *medico international*
- Andrea Benecke, Mitglied des Vorstandes der Bundespsychotherapeutenkammer (BPtK)
- Hermann Schulte-Sasse, ehem. Staatssekretär in der Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz in Berlin
- Martin Auerbach, AMCHA Israel

Moderation: Gigi Deppe, SWR



„Zwanzig Jahre BAfF“, beginnt die Moderatorin Gigi Deppe und fragt die Teilnehmenden der Podiumsdiskussion nach den größten aktuellen Herausforderungen. „Ich könnte jetzt ganz banal Asylpaket II sagen“, so die Psychotherapeutin Elise Bittenbinder, „aber dann sage ich Ihnen ja gar nichts Neues. Tatsache ist, wir müssen daran noch rütteln, da wird kein Weg daran vorbeiführen. Das ist ein steiniger Weg, den wir vor uns haben.“ Gleichzeitig sehe sie aber auch, wie sich die BAfF als Dachverband der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer in den vergangenen zwanzig Jahren professionalisiert und starke Partner gewonnen habe. „Was uns noch mehr gelingen müsste, ist die Ärzteschaft hinter uns zu bringen. Ohne sie werden wir es nicht schaffen. Im Augenblick ist das noch nicht richtig sichtbar, aber da wird sich etwas bewegen“, fügt sie hinzu.

„Wir alle hier in Deutschland, egal ob Geflüchtete oder deutsche BürgerInnen, haben ein Recht auf eine Gesundheitsversorgung, die psychische Erkrankungen und somatische Erkrankungen gleichermaßen einschließt. Wenn ich mir etwas wünschen dürfte, dann dass uns das alles auch zusteht. Wir brauchen ein Früherkennungssystem, auch gerade für Geflüchtete, so dass Bedarfe erkannt, benannt und umgesetzt werden“, erläutert Andrea Benecke, Mitglied des Vorstandes der Bundespsychotherapeutenkammer (BPtK). Eine Zusammenarbeit sei essentiell, denn derzeit würde jeder die Verantwortungen von sich schieben: „Das Bundesministerium für Soziales und Arbeit haben wir angeschrieben mit der Bitte, Sie mögen die Finanzierung von Sprachmittlung möglich machen. Die Antwort war, dass sie nicht zuständig seien, wir sollten doch im SGB V nachlesen. Dort steht, dass die Krankenkassen zuständig sind. Aber die Krankenkassen sagen, dass sie die Sprachmittlung nicht finanzieren dürfen, da sei der Gesetzgeber zuständig. Und so schiebt einer dem anderen den Ball zu und jeder hat nur sein Budget im Auge“.

Elise Bittenbinder erzählt, dass sie ein großes Interesse von TherapeutInnen beobachte, mit der Thematik Trauma zu arbeiten. Sie merkt jedoch an, dass man diesem Trend auch kritisch gegenüberstehen müsse: „Es geht um großes Leid, es geht um Trauerprozesse, um Anerkennung und es geht darum, dass die Menschen eine Gemeinschaft und Solidarität brauchen. Die Bearbeitung von einem Trauma ist ein Teil davon und diese Konzentration, die wir auch erleben von allen, die uns großes Interesse entgegenbringen, verengt auch diesen Kurs.“ Auch Andrea Benecke kritisiert, dass der Begriff Trauma „en vogue“ sei, auch schon bevor mehr Geflüchtete vergangenes Jahr nach Deutschland gekommen sind. Sie vergleicht es mit dem Begriff „Depression“, das

auch ein Schlagwort sei, das sehr im Vordergrund stehe – und das sollte es im Grunde nicht. In der therapeutischen Arbeit gehe es nicht darum, Trauma zu entdecken, zu attestieren und am Ende zu behandeln. „In der therapeutischen Arbeit schaut man sich an, was das Problem ist. Und das mag ein Trauma und der Umgang mit diesem sein, es kann aber auch etwas ganz anderes sein. Wir müssen individuell sehen, wie wir helfen können“, erklärt Benecke. Sie erzählt, wie die BPtK in Zusammenarbeit mit den psychosozialen Zentren in Rheinland-Pfalz Workshops durchgeführt hat. „Wir waren völlig baff, wie viele PsychotherapeutInnen sich gemeldet haben. Wir mussten zum Teil Wartelisten anlegen. Es gibt genügend PsychotherapeutInnen, die helfen wollen, die Geflüchtete sehen wollen, die das auch tun und dann einen Antrag an das Amt schreiben. Und dort liest das dann irgendwer. Die Person weiß nicht, was sie damit anfangen soll, will sich vielleicht auch nicht mit der Materie auseinandersetzen und hat einen riesigen Ermessensspielraum. Wir haben eine unglaublich große Diskrepanz zwischen einzelnen Kommunen, wo einerseits quasi jeder Antrag durchgeht und auf der anderen Seite alles abgelehnt wird.“

Im Vergleich zur BPtK beschäftige sich *medico international* mehr mit den Auswirkungen der Abschottungsmaßnahmen und der Externalisierung der Grenzen auf europäischer Ebene, so Usche Merk. Man schaue mit Besorgnis auf den Trend, Entwicklungshilfegelder konditional zu vergeben, gekoppelt an die Beteiligung bestimmter Regierungen an der Abwehr von MigrantInnen. „Wir haben uns schon gefragt, wie weit das noch geht, wie weit wird Entwicklungszusammenarbeit instrumentalisiert, dass alles nur noch darum geht, MigrantInnen abzuwehren. Es gibt ja riesige Programme mit dem Slogan „Fluchtursachen bekämpfen“. Unter diesem Stichwort gibt es inzwischen viele Gelder. Und manchmal hat man den Eindruck, die Dynamik entwickelt sich in eine Richtung, dass man irgendwann in Berichten als Erfolgsindikatoren angeben muss, wie viele



Hermann Schulte-Sasse und Usche Merk im Gespräch. (© BAfF e.V.)



Auch der derzeit in Deutschland und Europa zunehmende Rechtspopulismus wurde vom Podium diskutiert. (© BAfF e.V.)

Flüchtlinge man daran gehindert hat, nach Europa zu kommen.“ Sie führt fort: „Das ist eine Perversion der Entwicklungszusammenarbeit und der Solidaritätsarbeit, dass auch quasi wir, die wir Zuschüsse von öffentlichen Trägern annehmen, eingebunden werden sollen in diese Abwehrstrategie“. Man müsse sich dagegen wehren, so Merk, und mehr mit den Menschen vor Ort zusammenarbeiten.

Das Podium wendet sich dem Thema des zunehmenden Trends zum Populismus in Deutschland und Europa zu: „Mich ängstigt eigentlich nicht die AfD, sondern mich ängstigt, dass bestimmte Entwicklungen in unserer Gesellschaft stattfinden und auch hingenommen werden“, sagt Hermann Schulte-Sasse, ehemaliger Staatssekretär in der Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz in Berlin. „Ich hätte mir vor zehn Jahren nie vorstellen können, dass heute mit solch einer Aggressivität und Menschenfeindlichkeit Menschen auf Andere losgehen.“ Er erzählt von seinen persönlichen Erfahrungen im ehrenamtlichen Bereich: „Mein Bruder und ich wollten uns in Bremen engagieren und Geflüchteten Deutsch beibringen. Wir waren motiviert und wollten gleich anfangen, aber wir wurden eine Weile hingehalten. Später stellte sich heraus, dass es in Bremen gar nicht so viele Flüchtlinge zu versorgen gab, wie sich Freiwillige gemeldet hatten. Und das ist doch etwas Tolles! Die Zivilgesellschaft ist immens mobilisiert.“ Es sei leicht, Menschen zu mobilisieren, wenn Empörung und emotionale Reaktion ausgeprägt seien, dies lasse mit der Zeit jedoch nach. „Ich sehe die Gefahr“, so Schulte-Sasse, „dass die anfängliche Begeisterung und diese Solidaritätsaktionen verebbt.“ Martin Auerbach von AMCHA hat diese Phase aus der Außenperspektive erlebt: „Von Israel aus wurde die Solidaritätswelle in Deutschland äußerst interessiert verfolgt und sehr geschätzt und ich würde mir wünschen, dass diese Solidarität immer weiter anhält.“ Es sei ihm wichtig, dass Erfahrungen ausgetauscht würden. Er nennt in Israel le-

bende Menschen aus afrikanischen Ländern als Beispiel. „Diese Menschen werden nicht anerkannt und haben enorme Schwierigkeiten und da können wir ganz viel voneinander lernen“. Hermann Schulte-Sasse erklärt: „Die Unterstützung der Öffentlichkeit bekommt man dadurch, dass man einzelne Schicksale öffentlich bekannt macht und dadurch eine Identifikation ermöglicht. Die Menschen brauchen konkrete Lebensgeschichten, Geschichten, die sie nachvollziehen können, bei denen die Solidarität einsetzen kann.“

Die Frage, wie politisch Psychotherapie sein müsste, wird auch vom Publikum aufgegriffen. Es wird angemerkt, dass zur politischen Arbeit der BAfF und der psychosozialen Zentren nicht nur der Kampf gegen Asylverschärfungen gehören sollte, sondern auch die aktive Integration von Geflüchteten in die Arbeit der BAfF. Viele Geflüchtete lebten seit Jahren in Deutschland und könnten als Sprach- und KulturmittlerInnen arbeiten oder sogar psychotherapeutisch tätig werden. Es gebe die Diskussion, ob nicht aufgrund des hohen Bedarfs auch Laien Psychotherapie anbieten sollten, so Andrea Benecke von der BPTK. Sie sehe die Rolle von Laien jedoch lediglich in der Mitbegleitung. „Die letztliche Verantwortung muss bei den Ärzten und Psychotherapeuten liegen. Die Bereitschaft von Psychotherapeuten, sich einzubringen, ist ungemein groß und es scheitert an anderer Stelle und nicht daran, dass wir die Kapazitäten nicht hätten.“ Sie räumt aber auch ein, dass in diesem Bereich mehr als zehn Jahre verschlafen worden wären. Auch schon vor zwei Jahren habe es hier eine nicht geringe Anzahl an Menschen gegeben, die einen anderen kulturellen Hintergrund hätten. „Wir haben es bisher versäumt uns damit auseinanderzusetzen, wie man mit diesen Menschen aus verschiedenen kulturellen Hintergründen umgeht und wie das in unsere westlichen Konzepte einfließen kann und muss, um am Ende etwas zu erreichen. Da haben wir absoluten Nachholbedarf“, ergänzt Benecke. Auf die Frage, ob in absehbarer Zukunft neue und eventuell passendere Therapieformen als Kassenleistung angeboten werden könnten, weist Benecke darauf hin, dass Deutschland ein hoch reglementiertes Land sei: „Wir scheitern regelmäßig an unseren Institutionen hier. Ich möchte mir gar nicht ausmalen, wie viele Jahrzehnte es dauern würde, um eine nicht sprachgebundene Therapieform zuzulassen. Ich finde es richtig und sinnvoll, aber dass es in den nächsten zwanzig Jahren eine Regelleistung wird, das sehe ich leider gar nicht.“

Aus dem Publikum kommt die Anmerkung, dass in vielen Notunterkünften Ehrenamtliche zu Hauptamtlichen würden und dass durch ihre dauerhafte Prä-

senz insbesondere Hausmeister und das Security-Personal oftmals Probleme der BewohnerInnen eher mitbekommen würden als die Fachkräfte vor Ort. Mit dieser Anmerkung kommt die allgemeine Bitte, Personal der Notunterkünfte gezielt zu schulen, sodass ein Trauma schnell erkannt werden kann. „Hilfe für Flüchtlingshelfer, da hat die BPTK schon vor einiger Zeit einen Ratgeber entwickelt, der helfen soll, wo HelferInnen sich ein bisschen kundig machen können, woran erkenne ich Trauma, wie gehe ich mit Agitiertheitszuständen um, was kann ich tun, wie kann ich mir selber helfen und wie kann ich denjenigen der mir da auffällt auch weiterhelfen, was mache ich da, was kann ich tun. Diesen Ratgeber gibt es, die Umsetzung vor Ort die steht noch aus. Aber eine erste Hilfe ist dann schon einmal da“, erläutert Andrea Benecke. Auch Elise Bittenbinder sieht die Notwendigkeit für Fortbildungen und betont, dass diese schon ein großer Bestandteil der Arbeit der BAfF sind, jedoch dringend Gelder notwendig seien, um diesen Bereich weiter auszubauen: „Wir machen schon sehr viele Fortbildungen für die ganzen Menschen, die jetzt in den Aufnahmeeinrichtungen arbeiten, das fordern wir auch politisch. Die Nachfrage ist da, nur wir können es mit den Ressourcen im Augenblick nicht erledigen, das müssen wir noch ganz vehement fordern, dass da einfach die Strukturen unterstützt werden.“

Auf die Frage nach konkreten politischen Handlungsformen sagt Elise Bittenbinder: „Was ich heute ganz neu noch einmal gelernt habe, dass wir dieses Engagement, welches wir heute durch zwei Vertreter von der O-Platz Kampagne erlebt haben, dass wir uns tatsächlich neue Methoden überlegen müssen, wie wir dieses Engagement besser einbinden können. Wie wir mit dieser Energie mitgehen, wie wir sie aufnehmen und wie wir dann gemeinsam etwas unternehmen können.“ Auch Herman Schulte-Sasse hat eine konkrete Vorstellung: „Ich wünsche mir, dass wir in zehn Jahren vor einer Situation stehen, dass es keinerlei Ungleichbehandlung in dem System gegenüber Menschen, die in diesem Land leben, gibt, egal welchen Pass oder welchen Aufenthaltstitel sie haben, dass es grundsätzlich eine gleiche Behandlung gibt“. Er nennt Bremen als ein gutes Beispiel, wie durch die Ambulanz für Papierlose und die elektronische Ge-



Andrea Benecke und Elise Bittenbinder (r., © BAfF e.V.)

sundheitskarte Barrieren vermindert und nicht nur der Zugang zum Gesundheitswesen für Geflüchtete verbessert würde, auch würde die Arbeit vom Gesundheitspersonal erleichtert. Für die Zukunft erhofft sich Schulte-Sasse, dass weitere Bundesländer das Bremer Modell übernehmen.

Usche Merk wünscht sich „die Anerkennung der Gleichheit aller Menschen und dass es keine Hierarchie der Opfer gibt, dass niemand rassistisch ausgegrenzt wird während die Anderen alle Versorgungsmaßnahmen in Anspruch nehmen können.“ Sie erläutert: „Menschen sind Menschen, egal wo sie sind, wo sie herkommen, unter welchen Umständen sie hierhergekommen sind, ob sie hier geboren worden oder hier her geflüchtet sind. Und das ist der Ausgangspunkt zu allem Anderen, wie wir miteinander Leben und wie wir mit Erfahrungen umgehen.“ Merk führt fort: „Ich hoffe, dass wir diese gute Zusammenarbeit mit der BAfF fortsetzen werden. An den Stellen, an denen die BAfF und die TherapeutInnen in den Zentren noch an Grenzen stoßen und ihr sagt, dass dort noch viel politisch geschehen muss, da können wir mit ansetzen. Als Menschenrechtsorganisation können wir bestimmt manches noch verstärken und mit helfen, Themen sichtbarer und öffentlicher zu machen.“ Zum Abschluss wünscht sie sich eine starke Zusammenarbeit der Zivilgesellschaft untereinander, um öffentlichen Druck auszuüben. „Es muss nicht nur die psychosoziale Arbeit politisch werden, sondern auch die politische Arbeit psychosozial.“



Martin Auerbach, Hermann Schulte-Sasse, Usche Merk, Gigi Deppe, Andrea Benecke und Elise Bittenbinder (v.l.n.r., © BAfF e.V.)

Eine andere Welt braucht eine andere Hilfe

Seit fast 50 Jahren leistet *medico international* Hilfe für Menschen in Not und arbeitet an der Beseitigung der strukturellen Ursachen von Armut und Ausgrenzung. In Solidarität mit den Ausgegrenzten und Marginalisierten im globalen Süden setzt sich *medico* für menschenwürdige Lebensverhältnisse ein, die ein Höchstmaß an Gesundheit und soziale Gerechtigkeit ermöglichen. Das Ziel ist, Armut, Not und Gewalt nicht nur zu lindern, sondern ihre Ursachen zu erkennen und zu überwinden. Denn die Welt leidet nicht an zu wenig Hilfe, sondern an Verhältnissen, die immer mehr Hilfe notwendig machen.

Für *medico* ist Hilfe Teil eines umfassenden solidarischen und politischen Handelns. Unser Bemühen, emanzipatorische Prozesse zu unterstützen, schließt dabei das Bewusstsein um die ambivalenten Folgen von Hilfe ein. Wir handeln nach der Maxime „Hilfe verteidigen, kritisieren und überwinden“. Kernpunkt ist die partnerschaftliche Kooperation mit Akteurinnen und Akteuren in Afrika, Asien und Lateinamerika. Wir exportieren nicht Hilfsgüter oder Projekte, sondern fördern lokale Strukturen und Initiativen

vor Ort. Unsere Partnerinnen und Partner sind keine Hilfsempfänger, sondern kompetente Akteure, die im Kampf für bessere Lebensbedingungen selbst Hilfe organisieren und sich für das Menschenrecht auf Gesundheit einsetzen.

Krisen und Notlagen fallen nicht vom Himmel. Armut und Gewalt haben Ursachen in globalen Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnissen. Daher ist eine aktive und kritische Öffentlichkeitsarbeit eine zentrale Aufgabe von *medico international*. Stets Partei für die Rechte der Ausgeschlossenen ergreifend, engagieren wir uns in globalen Netzwerken, auf Veranstaltungen und durch Veröffentlichungen, mit Aktionen und Kampagnen. Wir informieren über vergessene Konflikte, unterdrückte Interessen und ausgeblendete Abhängigkeiten. Ziel ist der Aufbau und die Förderung einer transnationalen Gegenöffentlichkeit. In dieser bündeln sich die Ideen von einem menschenwürdigen guten Leben, überall gültigen Menschenrechten, sozialer Verantwortung und institutionalisierten Gemeingütern, die allen zugänglich sind.

Nothilfe

In den mehr als vier Jahrzehnten, in denen *medico* Menschen in Not unterstützt, haben wir gelernt, dass Hilfe nicht – wie in den Medien oft vermittelt – eine Frage der Schnelligkeit ist. Auch in akuten Krisen gilt, dass Nothilfe internationaler Nichtregierungsorganisationen die vorhandenen Strukturen der Selbsthilfe

fördern und ausbauen muss, statt sich an die Stelle einheimischer Akteure zu setzen. Unser Partnernetzwerk leistet eine solche nachhaltige Nothilfe. Sie hat zum Ziel, dass Menschen in Not so schnell wie möglich wieder selbstständig und selbstbestimmt handeln können.

Gesundheit

Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit. Gesundheit lässt sich nicht auf die Frage medizinischer Versorgung reduzieren. Erst recht nicht dort, wo Menschen nicht genügend Nahrungsmittel, kein Dach über dem Kopf, keine Bildung und keine Arbeit haben. Für medico schließt die Verwirklichung

des umfassenden Rechts auf Gesundheit daher die Schaffung gesunder Arbeits-, Lebens- und Umweltbedingungen für alle ein. Mit unseren Partnern kämpfen wir gegen krankmachende Verhältnisse sowie für das Recht auf ein gesundes und gutes Leben.

Menschenrechte

In einer zutiefst gespaltenen Welt, in der eine globalisierte Ökonomie Millionen Menschen sozial und ökonomisch ausschließt, ja „überflüssig“ macht, steht medico an der Seite derer, die sich für die Verteidigung und Durchsetzung der unteilbaren sozialen, politischen und ökonomischen Menschenrechte

einsetzen. Dabei muss sich jede Hilfe daran messen, ob und wie sie dazu beiträgt, die Menschen wieder „in ihr Recht zu setzen“. Der Kampf für soziale Gerechtigkeit, Bildung und Gesundheit ist so auch ein Kampf gegen Verhältnisse, die diese Rechte strukturell beschneiden.

Psychosoziale Arbeit

Von der Hilfe für Folteropfer über die Unterstützung von traumatisierten Flüchtlingen bis zur Arbeit mit misshandelten Frauen: Seit langem engagiert sich medico dafür, die individuellen Folgen massiver Ausgrenzungs- und Gewalterfahrungen in der Projektförderung eigenständig zu berücksichtigen. medico wendet sich dabei gegen die Pathologisierung der

Betroffenen. Psychische Störungen sind menschliche Reaktionen auf unmenschliche Erfahrungen. Es geht darum, geschützte Räume zu schaffen, in denen Menschen – vermittelt über Haltungen wie Empathie, Vertrauen und Respekt – Würde und Handlungsfähigkeit zurückgewinnen können.

Flucht und Migration

Weltweit sind Menschen auf der Flucht vor Krieg, Armut und Hoffnungslosigkeit. Unsere Partner kämpfen gegen Fluchtursachen, leisten humanitäre Nothilfe, medizinische Versorgung, psychologi-

schen Beistand und Rechtsberatung für Flüchtlinge, Migrantinnen und Migranten. In Herkunfts- und Transitländern, bei uns, in Netzwerken der Solidarität. Für das Recht auf ein Leben in Würde – überall.



medico international

medico international
Burgstr. 106
60389 Frankfurt am Main
Tel.: 069-94438-0
Fax: 069-436002
E-Mail: info@medico.de
www.medico.de

Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer – BAfF e.V.

Viele Geflüchtete sind durch Erlebnisse von Krieg, Folter, Gewalt und Flucht schwer traumatisiert. Das, was sie gesehen, erlebt und gefühlt haben, verfolgt sie teilweise noch im Exilland Deutschland. Für einige von ihnen reicht es, in Sicherheit zu sein, um neue Lebensperspektiven aufbauen zu können. Andere benötigen noch weitergehende Unterstützung, eine psychosoziale Beratung oder Behandlung.

Hier setzt die *Bundesweite Arbeitsgemeinschaft der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (BAfF e.V.)* an. Denn unser Gesundheitssystem ist bislang auf die komplexe Problemlage Geflüchteter nicht eingestellt. Spezielle Angebote der psychosozialen und psychotherapeutischen Versorgung für Geflüchtete entwickelten in den letzten 40 Jahren die

Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer (PSZ). In vielen Regionen sind diese noch immer die einzigen Anlaufstellen für traumatisierte Geflüchtete. Seit 1996 vernetzt die BAfF als Dachverband die mittlerweile bundesweit existierenden 34 PSZ.

Wir setzen uns dafür ein, dass Geflüchtete die Hilfe erhalten, die sie benötigen und das soziale Menschenrecht auf Gesundheit einschließlich der notwendigen psychosozialen Begleitung und Behandlung auch für Geflüchtete umgesetzt wird. Um Geflüchtete beim Aufbau eines gesunden, menschenwürdigen Lebens im Exil zu unterstützen, engagieren wir uns bundesweit für eine bedarfsorientierte flächendeckende psychosoziale und gesundheitliche Versorgung.

VERNETZUNG

Als Dachverband der Psychosozialen Zentren vernetzen wir unsere Mitgliedszentren auf nationaler, aber auch auf europäischer und internationaler Ebene. Ziel ist ein umfassender Erfahrungsaustausch bezüglich der psychosozialen Beratung und Behandlung traumatisierter Geflüchteter.



FACHLICHE EXPERTISE

Aus dem aus den Zentren gebündelten Erfahrungswissen und aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen entwickeln wir Qualitätskriterien und Leitlinien für eine angemessene Behandlung traumatisierter Geflüchteter (z.B. auch über den Einsatz von DolmetscherInnen in der Therapie), welche wir der breiten Fachöffentlichkeit zugänglich machen.



LOBBY-, ÖFFENTLICHKEITS- UND AUFKLÄRUNGSARBEIT

Durch regelmäßige Publikationen, Projekte und Veranstaltungen sensibilisieren wir die breite Öffentlichkeit, öffentliche Interessenvertreter sowie die Politik für die Lebensrealität der in Deutschland lebenden Geflüchteten und Opfern von organisierter Gewalt. So wollen wir die Handlungsbereitschaft hin zu einer Verbesserung der Lebenssituation von Geflüchteten in Deutschland fördern.



DATENERHEBUNG UND HINTERGRUNDANALYSEN

Wir erheben regelmäßig Daten zur Versorgungssituation unserer Zielgruppe, dokumentieren Einzelfälle und Good Practice, entwickeln zielgruppenspezifische Erhebungsinstrumente und stehen in engem Austausch mit Wissenschaft und Forschung.



FORT- UND WEITERBILDUNGEN

Mithilfe unserer fachlichen Expertise entwickeln wir Fort- und Weiterbildungen und führen diese durch.



Die BAfF koordiniert den Austausch von Erfahrung, Wissen und Information zwischen AkteurInnen, die sich im Flüchtlingschutz engagieren, veranstaltet Fortbildungen, Sensibilisierungstrainings und ExpertInnenrunden, sucht das Gespräch mit EntscheidungsträgerInnen des Gesundheits- und Sozialsystems und setzt sich für den Abbau von Barrieren ein, die Geflüchtete am Zugang zu Gesundheitsfürsorge

und sozialen Sicherheitssystemen behindert.

Dabei verfolgen unsere Aktivitäten das Ziel, die öffentliche und auch die professionelle Wahrnehmung für die Folgen organisierter Gewalt und unfreiwilligen Exils zu sensibilisieren und dabei auch Geflüchteten selbst über die Dokumentation von Zeitzeugnissen eine Stimme im öffentlichen Raum zu geben.



Die 34 Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge und Folteropfer, die derzeit in der BAfF vernetzt sind. Einige der Zentren haben mittlerweile regionale Außenstellen gegründet. (© BAfF e.V.)



Bundesweite Arbeitsgemeinschaft
der Psychosozialen Zentren für Flüchtlinge
und Folteropfer – BAfF e.V.
Paulsenstraße 55-56, 12163 Berlin
Tel.: +49 30 310 124 61
E-Mail: info@baff-zentren.org
www.baff-zentren.org

